Zwei Generationen.

Roman

von

Louise Otto.

Zweiter Theil.

Zwei Generationen.

Roman

von

Louise Otto.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1856.

I.

Kennenlernen.

„Der Heimath fern mit nassem Blick,
So stand ich da, verwaist im Leben,
Doch sie erkor ein gut Geschick,
Die neue Heimath mir zu geben."
Karl Beck.

Ein klarer Septembernachmittag zeichnete seine goldenen, scharfbegrenzten Lichter auch in die Straßen der Stadt. Das weiße Steinpflaster des Marktes glänzte darin noch einmal so hell als gewöhnlich, und selbst der graue Giebel des alten Rathhauses bekam dadurch ein mehr freundliches als ehrwürdiges Gesicht. Aber der Platz und die große Stadt war jetzt stiller als sonst. Es war die Ferienzeit der Universität. Die meisten Musensöhne waren verreist, man vermißte ihre jugendlichen Gestalten, ihre frischen Gesichter unter den Leuten, die durch die Straßen gingen, vermißte auch ihre muntern Weisen

bei Tage wie bei Nacht, die man sonst da und dort zu hören gewohnt war — und wenn auch Niemand genau Rechenschaft zu geben vermochte, worin eigentlich die andere Physiognomie bestand, welche die Stadt plötzlich angenommen, so fiel doch Niemandem ein, diese Veränderung wegzuleugnen; der langweilige Ausdruck war nun einmal da und ließ sich durch Nichts hinwegdisputiren.

Aber es gab doch auch Personen, denen er zu statten kam und dazu gehörte auch Fräulein Knößel. In ihr Haus, das jetzt auf sechs Wochen von Studenten frei war, konnte sie am ehesten ihr holdes Pathchen einführen, ihre Zeit ihm widmen, prüfen und entscheiden, was weiter zu thun sei.

Ganz leicht war es ihr nicht geworden, Elise Sernau aus Friedrichsthal hierher mit sich zu führen. Pastor Langenberg, der Vormund, hatte selbst Einwände gemacht und sie dann an den Apotheker, den aufgedrungenen Bräutigam, verwiesen. Als Fräulein Knößel darum mit diesem sprach, schien es, das Stück von Herodes und Pilatus sollte sich wiederholen, denn er wollte sie in letzter Instanz wieder an den Vormund verweisen. Sein Hauptgrund war, daß er den Vorstellungen des Fräuleins selbst nichts Vernünftiges zu entgegnen wußte, daß er den Mangel seiner geistigen Fähigkeiten ihr gegenüber

einsah und von ihr mit schlagenden Vorstellungen in die Enge getrieben, zu Etwas überredet zu werden fürchtete, wozu er durchaus keine Lust hatte. Am Ende aber geschah ihm das wirklich, und seine Widersprüche erschöpften sich. Im Stillen berechnete er nämlich, daß er es mit Elisens Pathe durchaus nicht verderben wolle — eine ältliche Dame, die sich so plötzlich und entschieden des Mädchens annahm, als sei sie die nächste Verwandte, konnte es wohl, wie jetzt mit ihrem Schutz, einst auch in ihrem Testamente bedenken. Fräulein Knößel hatte ein großes Haus in einer ansehnlichen Stadt — und wie es gewöhnlich bei einzelnen Personen, besonders Frauenzimmern geht, ward dadurch ihr Vermögen höher geschätzt, als es war — auf alle Fälle aber rechnete der Apotheker auf eine annehmbare Ausstattung für Elisen, wenn er mit ihrer Pathe mindestens auf dem Friedensfuße blieb. Die Verlobung mit Elisen hielt er für unwiderruflich, erklärte, wie sehr er sie liebe, und daß er ihr jetziges Widerstreben ihrem Schmerze um die Großmutter zu Gute halte wie ihrer Jugend. Am Ende fürchte sich jedes züchtige junge Mädchen vor der Ehe und Elise erscheine ihm durch dies Widerstreben nur um so anziehender und achtungswerther. Sich jetzt auf ein paar Wochen oder Monate ganz von ihr zu trennen, sei ihm freilich leid — aber wenn ihr Vormund darein willige, wolle er ihrem

Aufenthalt bei Fräulein Knößel nicht entgegen sein, wenn anders dieselbe verspreche, sie als seine Braut zu halten und zu betrachten.

Fräulein Knößel willigte endlich in diesen Hauptpunkt des Friedensschlusses. Der Apotheker Müller erschien ihr zwar als ein philisterhafter, aber doch respektabler Mensch — wer weiß, ob nicht doch Elise an seiner Seite glücklich leben konnte! „Das Mädchen soll mir und ihrer ganzen Umgebung heilig sein als eine Braut," sagte sie zu ihm, „vielleicht bewirkt die Entfernung, was die Nähe nicht bewirken konnte — vielleicht sehnt sie sich nach Ihnen, vielleicht nach dieser trauten Gegend, diesem liebbekannten Oertchen, in dem sie immer gelebt — es ist ein so stilles, sinniges Gemüth, und bei mir soll sie ganz in dieser Sphäre erhalten werden. Dann mögen Sie immer kommen und die Braut sich heimholen. Ist es aber nicht so, dann werden Sie keinen Zwang wollen, weil eine Sterbende es versuchte, noch werde ich solchen Zwang dulden."

Und damit waren sie geschieden. Der Vormund widersprach nicht mehr und bedang sich nur bei dem Fräulein aus, daß Elise ganz still bei ihr leben und von Jedermann als eine Verlobte betrachtet werden sollte.

Elise selbst blieb diesen Unterhandlungen fern und fremd. Nur als die Doktorin Falkenthal beim Abschied-

nehmen die Hoffnung aussprach, sie später in dem Städtchen wieder zu begrüßen und mit mütterlich liebevollem Ermahnen ihr zusprach, sich ja nicht durch die größere Stadt blenden und ihrer stillen Weise entfremden zu lassen, sondern dem einfachen Wesen treu zu bleiben, worin ihre Großmutter sie erzogen und deren Hoffnungen alle in demüthigem Kindessinn zu erfüllen — da erbleichte und zitterte Elise, und gerade aus dem Munde dieser sanften, verehrten Frau war es ihr, als ob sie mit solcher Ermahnung ein Todesurtheil empfange.

Sie hätte es sonst nie geglaubt, daß sie einmal erleichtert aufathmen würde, wenn sie die heimathlichen Berge im Rücken habe, wie es ihr da geschah, als sie mit der Pathe, die sie erst seit drei Tagen kannte und die ihr nun wie eine rettende Fee erschien, im Wagen saß und einem unbekannten Ziel entgegenfuhr.

Jetzt waren einige Tage vergangen, seit Elise das Asyl, das die rettende Fee ihr bot, erreicht, und schon fühlte sie sich darin heimisch geworden. Anfangs erschien ihr freilich das Leben unbekannt und wunderlich, das sie umgab. Nie war sie in eine größere Stadt aus ihrem kleinen Friedrichsthal gekommen und nie weiter als ein paar Stunden im Umkreis darüber hinaus. So war ihr Alles neu und interessant, was sie sah — auch im Hause ihrer gütigen Freundin. Es war schon recht leer und

still darin geworden, wie sie ankam. Nur zwei Studenten und Armand Latour waren noch da, aber letzterer kündigte nach wenig Tagen an, daß er bald abreisen würde und für immer. Fräulein Knößel sah das ungern, aber sie konnte ihm nur Glück wünschen zu der unerwarteten Wendung seines Geschicks. Die beiden Studenten, die zuletzt abreisten, wollten den Verbindungshund mitnehmen — aber mehr zu ihrer Verwunderung, als zu ihrem Aerger, denn zuweilen konnte er ihnen doch eine Last werden, weigerte sich Cäsar, ihnen weiter zu folgen, als bis an das Thor. „Der Hund ist ja wie eine Katze," sagte der Student, „er ist an das Haus gewöhnt und nicht an die Bewohner. Ein schöner Verbindungshund, so ein Muster von Solidität, das nicht aus dem Hause geht, ein wahrer Philister!" Elise aber wußte, warum Cäsar blieb, ihr war er ein alter Bekannter. Vor ein paar Jahren war ihr der schöne Hund auf der Bergruine von Friedrichsthal einmal zugelaufen. Er war ihr durchaus bis in das Haus gefolgt, dort hatte sie ihn gefüttert, und wenn er am Morgen ausging, daß sie glaubte, er habe nun Herrn und Heimath wiedergefunden, so kam er Abends doch wieder, holte sich sein Futter und bewachte das Haus. So trieb er es viele Tage, bis ihn einmal der Apotheker, der ihn durchaus nicht leiden konnte und umgekehrt, in Elisens Abwesenheit mit der Hetzpeitsche

fortjagen ließ. Von da an war er verschwunden, und Elise erfuhr erst später die Ursache — was dann aus ihm geworden, hörte sie erst jetzt, wo ihr Fräulein Knößel die Geschichte des Verbindungshundes erzählte. Aus der Gegend von Friedrichsthal hatten ihn die Studenten mitgebracht, wo er ihnen zuerst zugelaufen. Das Räthsel, wem er gehörte, ward durch die neue alte Bekanntschaft nicht klarer, aber es schien, als mache nun ein älteres Recht sich geltend. Elisen selbst erschien es wie ein glückliches Vorzeichen, so gleich beim Eintritt in dies Haus von einem lebenden Wesen schmeichelnd begrüßt zu werden, das sie offenbar wieder erkannte. Ja, sie hatte eine fast kindische Freude darüber. Seit sie nun da war, lag der Hund zwar abendlich nach wie vor an der Hausthür auf den letzten Heimkehrenden wartend, er ging mit den Studenten in das Freie — aber es war ihm offenbar lieber, im Garten zu Elisens Füßen zu liegen oder im Vorzimmer von ihr seine Mahlzeit zu empfangen. Jetzt eine Reise mitzumachen war er nicht zu bewegen und man mußte ihn gewähren lassen.

So war Elise jetzt auch in dem Garten, der ziemlich versteckt hinter dem Hause lag und pflückte an einer Resedarabatte die obersten vollaufgeblühten Spitzen der zarten Stengel ab, die sie in ein Körbchen sammelte, um es dann unter die Wäsche zu streuen, sie mit ihrem süßen

Duft zu durchdringen, als Männertritte sie von dieser Beschäftigung aufschreckten — sie erhob sich und fuhr doch wieder zusammen, weil Erwin vor ihr stand.

„Herr Falkenthal" — sagte sie vor Ueberraschung zitternd und gleich der purpurnen Georgine erglühend, neben der sie stand, daß das Blumenhaupt sich über ihre Achsel neigte. —

„Sie erkennen mich?" sagte er in gleicher Verwunderung, „das überhebt mich der Mühe, mich Ihnen selbst vorzustellen — kaum konnte ich darauf zählen."

„O Sie waren ja lange in Friedrichsthal und auch kürzlich wieder," antwortete Elise mit niedergeschlagenen Augen; „in den kleinen Städten lernt man ja die Menschen schnell von Angesicht kennen" — und weil es ihr Bedürfniß war, weiter zu sprechen, gerade um die Verlegenheit nicht merken zu lassen, in der sie sich befand, fuhr sie fort: „Meine Gedanken sind doch immer noch in Friedrichsthal — bringen Sie mir etwas von da?"

„Ei, das ist natürlich," sagte er unbefangen, „daß eine Braut mit ihren Gedanken da ist, wo der Bräutigam weilt."

Sie erblaßte, wie von einem kalten Schauer überlaufen und versuchte vergeblich darauf ein Wort hervorzubringen.

Erwin fuhr fort, ohne weiter sehr auf sie zu achten „Vorerst bringe ich nur Noten — ich hatte noch eigne bei meiner Mutter, die ich mir schicken ließ, und diese Gelegenheit hat Ihr Herr Vormund und mein Onkel benutzt, um auch Ihnen ein Päckchen Ihrer Noten mitzusenden, das Sie wohl brauchen könnten. Ich ließ mir nun das angenehme Geschäft nicht nehmen, selbst der Ueberbringer zu sein. Wenn es Ihnen in Friedrichsthal so gefällt wie mir, so können wir ein wenig davon plaudern."

„O nicht wahr es ist herrlich da?" sagte Elise erfreut und blickte begeistert auf; „ich glaube, wer auch nur einmal in diese reizende Gegend kam, vergißt sie niemals wieder; nicht? Und wer sie nun vollends kennt, wie ich sie kenne! Zu den Ruinen, zu jener auf dem hohen Felsen wie zu der in der Stadt, da findet schon auch jeder Fremde sich hin — aber ich weiß außerdem noch so viel schöne Punkte, so viel traute Plätzchen, die von Niemandem sonst besucht werden, darum waren sie eben um so trauter — ach, wenn ich hier Heimweh bekommen kann, so ist es nach dem trauten lauschigen Wald, in dem sich die Eichhörnchen so lustig haschen, zwischen Vergißmeinnicht-Guirlanden helle Quellen murmeln, bunte Singvögel melodische Wechselgesänge singen — und keine Spaziergänger dabei sie stören."

„Aber Sie gingen ja selbst im Walde spazieren,“ warf Erwin neckend ein, „oder waren Sie als die Nymphe des Waldes bekannt, der alles Leben darin huldigte?“

„Ein wenig war es so,“ bestätigte sie einfach, „es war, als gehöre mir das Alles. Ich brachte keine Störung mit. Schonend ging ich jedem Käfer aus dem Wege, der zu meinen Füßen kroch; und die Ameisen, die ihr Baumaterial mühsam aus weiter Ferne herbeiholten, zwang ich niemals abzuweichen von ihrer Tour. Vielleicht waren die Eichhörnchen die einzigen Wesen, die sich über mich ärgerten, denn sie warfen mich zuweilen mit Tannzapfen oder dem jungen Wuchs der Fichten — wenn sie das Letztere thaten, sagte ich ihnen wohl, daß es unartig sei, die schönen Bäume so muthwillig ihrer jüngsten Triebe zu berauben — aber dann guckten die niedlichen Thierchen so schalkhaft freundlich zu mir herab, daß ich ihnen im Ernst doch nicht böse sein konnte. Aber die Vögel waren meine besten Freunde — ich hatte immer Krumen für sie bei mir und wenn ich sie auf den Boden streute, kamen die Rothschwänzchen und Hänflinge ganz nahe zu mir. Die lustigen Finken sangen ihre Wirthshauslieder ganz nahe an mein Ohr, und wenn mich selbst die Lust zu singen anwandelte, so setzten sich die Dompfaffen wie lauschende Chorvögel zurecht, und wenn ich

wieder schwieg, probirte einer oder der andere die einfache Melodie — aber verzeihen Sie," unterbrach sie sich plötzlich, „dies kindische Geschwätz!"

„O es hörte sich so wohlig zu wie dem Gesang der Waldvöglein!" rief Erwin freudig aus. Aber wie er an ihrem Erröthen sah, daß seine Worte sie verlegen machten, sagte er: „Sie singen wohl gern und viel?"

„O ja, es war immer meine liebste Unterhaltung," antwortete sie.

„Man ist in dieser Stadt sehr musikalisch," begann er wieder; „die Fremden, die hierher kommen und das auch sind, werden doppelt freundlich empfangen. Es giebt hier musikalische Kränzchen und Vereine aller Art, in einem jeden wird man ein neues Mitglied gern willkommen heißen. Vielleicht erlauben Sie mir, Sie in einem derselben einzuführen — wir können uns ja halb und halb als Landsleute betrachten, und wenn mein Oheim Ihr Vormund ist, so steht am Ende auch seinem Neffen ein Anrecht auf Sie zu."

Sie schüttelte mit dem Kopfe und antwortete: „Nein, nein; da käme ich mir komisch vor, wenn ich hier unter den vornehmen Damen und Herren singen sollte — die würden auch alle schlecht mit mir zufrieden sein und mich belächeln. Ich habe auch dem Herrn Pastor versprochen, hier ganz eingezogen zu leben und in keine

Gesellschaften zu gehen; jetzt, in der tiefen Trauer, wäre es ohnehin gegen mein Gefühl."

Erwin ließ wenigstens den letzten Grund gelten und brach von diesem Gegenstand ab.

Jetzt erst fiel es Elisen ein ihn zu fragen, ob ihn Fräulein Knößel schon gesprochen und zu ihr in den Garten geschickt.

Er gab lachend zur Antwort: „Ich folgte Cäsars Spur; gleich wie ich in die Hausflur trat, sah ich ihn hier hinter in den Garten gehen — und eh' ich die finstere Treppe erstieg, zog ich es vor, Cäsar zu folgen und nachzusehen, ob er mich zu seiner neuen Herrin leite."

Je länger Erwin blieb, je verlegener fühlte sich Elise — sie dachte jetzt daran, daß es am Ende ein Verstoß wider Sitte und guten Ton sei, daß sie sich hier im Garten so lange mit dem jungen Mann allein befinde — und je lauter diese Skrupel in ihr wurden, je stiller ward sie selbst — endlich fühlte sie sich, sie wußte selbst nicht warum, so verlegen und geängstet, daß ihre jetzigen schüchternen kurzen Antworten in einem auffallenden Contrast standen zu ihrer vorigen Beredtsamkeit. Sie stand auf, nahm ihr Arbeitskörbchen in den Arm, griff nach den Noten und sagte: „Die Pathe möchte auf mich warten."

Er nahm ihr das Notenpacket wieder ab und sagte: „Ich begleite Sie hinauf.“

Fräulein Knößel wunderte sich nicht wenig, wie das Paar bei ihr eintrat, indeß war sie mit der Aufklärung, die sie empfing, vollkommen zufrieden, ja sie fand es in der Ordnung, daß er ihr einen Besuch machte, nachdem sie Reisegefährten zusammen gewesen. Sie sprachen von seinen Verwandten, von Friedrichsthal und auch Elise war nun wieder unbefangen bei der Unterhaltung.

Nach einem halben Stündchen empfahl sich Erwin.

„Es war recht artig von ihm, daß er kam,“ sagte Fräulein Knößel.

Elise aber bemerkte nur, daß sie im Garten etwas habe liegen lassen und eilte wieder hinab.

Das Liegenlassen war nur ein Vorwand. Sie wollte jetzt nicht sprechen, wollte allein sein, allein sein an derselben Stätte, an der sie es vorhin nicht gewesen war.

Sie verlor sich an ihr in ein tiefes Sinnen. Wie war ihr denn? Was sie oft im Geheimen ersehnt, so lange vergeblich gehofft, war geschehen: der von fern Verehrte hatte mit ihr gesprochen. Er, der einst Gefangene, der Märtyrer für seine Ueberzeugung, der ihr Anfangs wie eine sagenhafte Heldengestalt vorgeschwebt, da sie durch seine Verwandten nur von ihm gehört — dessen Lieder sie dann gesungen, dessen Namen sie gestickt

hatte — den sie endlich selbst gesehen und dem sie nachgesehen oft und öfter, wie man irgend einem berühmten Menschen nachsieht, den sein Genius und die Welt mit Auszeichnung gekrönt hat — er, der ihr gerade darum das Ideal ihrer Träume war und ward, weil er ihr so fern und fremd blieb und der Zufall niemals wollte, daß er einen Blick für sie hatte oder ein Wort an sie richtete — er war ihr jetzt plötzlich gegenüber gewesen wie ein anderer Mensch des täglichen Umganges — ihrem halb kindlichen, halb schwärmerischen Gemüth erschien das wie unfaßbar — nun es vorüber. Wie oft hatte sie in Friedrichsthal Kränze geflochten, bei denen sie an ihn dachte und die sie ihm zu Füßen legen wollte — aber dann hatte sie es nicht gewagt und die Kränze waren in ihrem stillen Kämmerlein verdorrt! wie oft hatte sie gewünscht, einmal mit ihm sprechen zu können, nur um ihm zu sagen, wie inbrünstig sie für seine Freiheit gebetet, welchen Antheil sie an seinem Schicksal genommen, wie verehrungswerth er ihr geworden durch das, was und wie er's erduldet! — Und jetzt war es geschehen, sie hatte mit ihm gesprochen ungehindert und unbeobachtet — sie hatte harmlos mit ihm geplaudert, aber sie besann sich erst jetzt, daß sie kein Wort von all' dem gesagt, was sie in ihren Träumereien als eine Rede sich ausgedacht. Wie ihr das nun eingefallen, war sie verlegen geworden und

sie hatte sich nun wohl erst recht ungeschickt benommen. Ihr war so unerklärlich bange; sie war mit sich unzufrieden und begann zu weinen.

So in Thränen fand sie die gute Charlotte Knößel, die ihr in den Garten nachkam, weil die Dämmerung einbrach und sie sich wunderte, daß Elise nicht zurückkam.

„Hast Du Heimweh, liebes Kind?“ sagte sie mit mütterlicher Besorgniß. „Herr Falkenthal hat so viel mit Dir von Deinem heimathlichen Oertchen geredet und da sehnst Du Dich wieder hin?“

„Ach, seien Sie nur nicht böse,“ bat Elise sanft, indem sie ihre Thränen zu trocknen versuchte und sich doch schluchzend an die Brust der mütterlichen Freundin warf.

„Wie sollt' ich denn?“ antwortete Charlotte mild, „ich hatte es mir auch so gedacht. Du bist nun einmal an dies stille Heimaththal gewöhnt. Eine Gegend, zumal eine so reizende, Menschen und Gewohnheiten, mit denen man von Kindheit auf verwachsen, geben sich nicht so leicht auf, als man es im Augenblicke unternehmenden Jugendmuthes denken mag; das sah ich gleich voraus. Du darfst ja aber nur Dir sagen, daß Du nicht auf immer, vielleicht nicht einmal auf lange geschieden — und dann erträgt sich Alles leicht, dann findet man sich auch in alles Neue, Fremde, und was es etwa Lästiges und Unbehagliches mit sich bringt, nimmt man geduldig hin,

weil man sich sagt, daß es nicht für die Dauer ist, so vergeht unmerklich die Zeit."

„O Gott," sagte Elise und klammerte sich fest an Charlotten; „Sie wollen mich doch nicht etwa wieder nach Hause schicken? Ach, was rede ich! ich habe ja kein Zuhause mehr!"

Charlotte sagte so sanft wie erst: „Närrisches Mädchen, ich lasse Dir ja nur die Aussicht offen, weil man so das Heimweh am ersten kurirt. Dein Zuhause sollst Du immer bei mir finden, wenn es Dir nur selbst dazu werden kann! Die so allein stehen wie ich und jetzt Du, die thun wohl gut, wenn sie sich zu einander gesellen — aber sich zur Last werden sollen sie nicht! Darum bin ich bis jetzt auch immer so für mich geblieben, weil ich so gern Jedem seine Freiheit lasse und mir auch selbst sie bewahre — Du sollst Dein Stübchen für Dich haben, wie Du es bei der Großmutter hattest, ein kleines Studentenstübchen, nicht wahr?" Und sie strich damit der Weinenden das wellige Haar aus der Stirn.

Aber Elise weinte nur immer mehr — jetzt halb aus Rührung über die unerschöpfliche Güte, die in den Worten der Pathe sich aussprach, halb aus Schmerz, weil ihre Thränen so mißverstanden wurden. Ach, sie verstand sie ja selbst nicht und konnte darum gar nicht sagen, warum sie weinte — aber das Alles war es nicht,

woran die Pathe dachte und das bekümmerte sie so. Sie wiederholte nur: „Ach seien Sie nur darum nicht böse; ich bin ein rechtes Kind — es war schon manchmal so, daß ich weinen muß und weiß nicht, warum — — es ist nicht Heimweh — jetzt wäre ich doppelt unglücklich, wenn ich fortmüßte. Haben Sie Geduld mit mir! es kommt auch so über Einen, wenn die Sonne untergeht und die Blumen die Kelche schließen."

Charlotte schüttelte mit dem Kopfe und dachte: Es ist doch Heimweh und das kommt beim Abendläuten. Und sie dachte darüber nach, wie sie durch Arbeit und geordnete Thätigkeit Elisen vor unklaren Gefühlsüberschwänglichkeiten bewahren wollte.

In der Ferienzeit der Studenten gab es eine andere Hausordnung und mannigfache häusliche Geschäfte wurden in ihrer Abwesenheit vorgenommen. Zuerst Musterung in den verlassenen Quartieren, Weißen und Malen da und dort, große Wäsche und Feldzüge durch das ganze Haus wider Spinnen und Spinnengewebe. Da war Charlotte überall selbst mit dabei, anzuordnen, zu helfen, zu beaufsichtigen, auch Elise mußte mit thätig sein — und so kamen Tage voll Arbeit, Mühe, Ermüdung, aber auch Nächte darauf voll guten Schlafes ohne Sorgen, Grillen und Hirngespinnste.

II.

Leopold.

„Er fühlt's, der Fluch für ein verwirktes Leben
Hängt an der Seele Schwingen ein Gewicht,
Das, wenn sie sehend will zum Lichte streben,
Mit seiner Wucht des Flügels Kraft zerbricht."

Otto Roquette.

Ein milder Spätsommerabend lag über der „Sirene" und hüllte Alles in Dunkelheit. Die Wasserfläche war still und eben und spiegelte da und dort den Glanz eines Sternes wieder, der durch langsam rollende Wolken sich hervordrängte. Auch auf der Sirene war es still. Nur wenige Stammgäste saßen noch vereinzelt an den Tischen, bemerkbar durch trübe brennende Gartenlampen und roth glimmende Cigarren. Auf das überhängende Laub der Bäume fiel zuweilen ein greller Lichtreflex und wenn der Wind darüber hinwehte, sanken goldene Blätter als Opfer des Herbstes zum feuchten Boden nieder, zu andern. die ihnen schon vorangegangen.

An einem solchen Tisch saßen auch Erwin Falkenthal und Leopold von Lastenau allein bei einander in leises Zwiegespräch vertieft.

„Wir haben uns noch nie über die verunglückte Sirenenpartie besprochen,“ sagte Erwin, „weil ich gleich den zweiten Tag darauf verreiste, und seit ich wieder da bin, haben wir uns nicht allein gesehen. Meine Tante bildet sich ein, daß sich Mildenau und Merzien ihretwegen geschlagen haben — und weil sie beide spurlos verschwunden sind, glaubt sie, daß einer oder beide todt auf dem Platze geblieben oder gewichen sind mit Wunden zu ihrer Ehre — weißt du denn, ob etwas Wahres daran ist und wie diese ganze mysteriöse Geschichte eigentlich verlaufen?“

Leopold lachte unmäßig: „Mildenau sich schlagen! eine feigere Memme hat es nie gegeben! und wenn der sich zu Ehren jeder Dame schlüge, die durch ihn compromittirt ist, so käme er aus den Duellen gar nicht heraus und hätte nicht Zeit die neuen Glacéhandschuhe anzuziehen und zuzuknöpfen, in denen er wohlgefällig seine Gedichte auf duftendes Glaspapier schreibt. Aber ich trau' ihm die Frechheit zu, daß er selbst diese Versification in Umlauf gebracht, um seinen Namen auch zu einem Heldenthum emporzuschwindeln — denn für die That eines Helden würde er halten, was mir nur eine Rückerinnerung an studentischen Uebermuth ist — dieser Un-

verschämtheit wegen will ich mein Incognito wenigstens gegen Dich abwerfen, wenn ich Dir auch zur Pflicht mache, es gegen Jedermann sonst, auch gegen Deine Tante zu wahren — ich schlug mich mit Alfred Merzien um ihretwillen!"

„Du?" rief Erwin ganz erstaunt, „wie kämest Du dazu? habe ich doch nie, weder sonst gehört, noch jetzt bemerkt, daß Du Dich je zu den Verehrern oder Freunden meiner Tante gezählt!"

„Und darum erscheint es Dir sonderbar und unglaublich!" rief Leopold; „das war und ist zu allen Zeiten eine Kleinigkeit, den Ritter einer Dame abzugeben, die man liebt, und sich dann den Dank dafür zu holen! — den konnte ich allenfalls auch wohlfeiler haben, wenn mir daran gelegen war —" Leopold schlug den einen Arm über seine Stuhllehne zurück und schnippte mit der andern Hand die Asche von der Cigarre, daß die rothen Funken lustig umhersprühten; „ist es Dir lächerlich, wenn in meinen Adern noch etwas von germanischer Urkraft spukt, obwohl Du mich für den blasirtesten Taugenichts hältst, den es geben kann? Die Sache ging einfach zu — Mildenau's Ungeschick hatte die Hofräthin in's Wasser geworfen. Es war entschieden nichts Anderes — ich kenne das! und wenn ich einmal in's Beichten meiner Sünden

komme, will ich Dir auch gestehen, daß ich einmal absichtlich — aber ohne daß sie die Absicht ahnte — eine Dame in's Wasser warf, nur um die Genugthuung zu haben, sie wieder herausziehen zu können — wirklich war sie durch die vermeintliche Todesgefahr, in der sie sich befunden und in die ich mich gestürzt, nachgiebig geworden — aber wir waren heftige Naturen, die nicht auf lange zusammenpaßten, und wie ich ihrer überdrüssig war, gestand ich ihr die Absichtlichkeit jener That, mit der neuen Absicht, ihre Liebe in Haß zu verwandeln, wie erst ihren Haß in Liebe. Eins gelang wie das Andere. Du siehst, ich könnte aus Erfahrung urtheilen, wie man in solchem Falle sich benimmt. Mildenau, statt seine Dame zu retten, schrie lauter als sie selbst nach Hilfe — überließ sie seinem Nebenbuhler — wenn ich das entre nous sagen darf — und sich dem starken Arm Latours, der wohl eher als sein Feind, denn als Freund gelten kann — ich weiß nicht, was sie mit einander gehabt, aber sie wichen sich aus, und der Franzose behandelte den deutschen Dichterling mit französischer Anmaßung und ohne französische Galanterie — und Mildenau ertrug diese Großmuth! Dann verschwand er, weil er sich doch schämte sie ertragen zu haben, verschwand ganz von dem Schauplatz seiner Blame — eine doppelte Nichtswürdigkeit, wenn er erfahren, daß die Hofräthin krank und durch seine Albern-

heit zum Stadtgespräch geworden — vielleicht gequält von ihrem Gemahl."

„Er liebt sie doch zu sehr, oder wenn ich's deutlicher sagen soll; er ist zu eitel auf ihren Besitz, um auf die Dauer eifersüchtig zu sein," sagte Erwin ausweichend, der auch dem Freunde Nichts von den ehelichen Verhältnissen seiner Verwandten verrathen mochte."

„Eine komische Figur von einem Ehemann!" lächelte Leopold; „man weiß nicht, welcher Generation dieser Hofrath angehört, ob der alten, galanten, die vor lauter artigen Huldigungen gegen das Weib sich jede Laune ehrfurchtsvoll gefallen ließ, oder ob der neuen, der die Ehe nichts als ein gesetzliches Institut geworden, unter dessen Aegide man um so harmloser wechselnden Neigungen fröhnen kann."

„Aber ich bitte Dich," rief Erwin ungeduldig, „erzähle, was Du erzählen wolltest — meine arme Tante ist immer noch nicht aus dem Wasser — Du bist grausam, sie so lange darin zappeln zu lassen!" Erwin war nicht so ungeduldig die Erzählung zu hören, als ein Gespräch zu unterbrechen, in welchem sich ihm der ehemalige Commilito wieder von seiner lasciven Seite zeigte, während er doch eben eine andere, edlere von ihm gesehen, die wie mit absichtlicher Grille sich aber immer wieder hinter jene versteckte.

Leopold gehorchte und sprach mit der vorigen Nachlässigkeit: „Nein, ich sagte schon, daß Merzien sie aus dem Wasser gezogen und an's Ufer geschleppt. Ich ließ ihn etwas unsanft darüber an, daß er sie an eine unpassende Stelle gebracht und führte die Halbohnmächtige in den Kahn. Wie wir ohne weitern Unfall oder ohne weitere Aufregung bei der Gesellschaft ankamen, weißt Du. Am nächsten Morgen kommt Merzien zu mir, fordert mich, geberdet sich wie ein Unsinniger und behauptet, ich habe die Hofräthin beleidigt. Mit dem ruhigsten Gleichmuth setze ich ihm die Situation auseinander, und daß, wenn von einer Beleidigung der Dame die Rede war, er dieselbe eher begangen als ich. Aber mein Gleichmuth, meine Ueberlegenheit bringen ihn immer mehr auf — er wird unangenehm, wüthend, bösartig — ich vergebe ihm Alles, was er durcheinander schwatzt — endlich wird es mir zu arg, nicht im Mindesten verliere ich darüber die Fassung oder meine ruhige Haltung, aber ich komme selbst auf den klugen Einfall, das Duell anzunehmen, meinem Gegner eine kleine Lehre zu geben, ihn dadurch zu ernüchtern, vor allen Dingen aus dem Wege zu schaffen. Ich bitte dich," unterbrach er sich selbst mit Lachen, „denke nicht, daß es mit diesen verhängnißvollen Worten auf einen Mord abgesehen war; nur zur Vernunft wollte ich ihn bringen, und wenn das

nicht möglich — höchst unwahrscheinlich war es jedenfalls — zur Abreise. Er mußte schnell in die Ferien reisen, um dem Karzer zu entgehen, wenn das Duell ruchbar ward, und ihn zu kennzeichnen, daß es dies werden mußte, nahm ich mir vor."

„Aber," warf Erwin ein, „Du riskirtest ja selbst —"

„Den Unmuth meines Vaters?" unterbrach ihn Leopold, „den erreg' ich täglich durch geringfügigere Dinge. Uebrigens aber, wenn ich einmal in der Laune bin, kein Egoist zu sein, so denke ich auch an die Folgen meiner Handlungen für mich zu allerletzt. Merzien, halb wahnsinnig von der höchst natürlichen Nachricht, daß die Hofräthin im Fieber liege, mußte unschädlich gemacht werden, weil man sonst nicht dafür stehen konnte, daß er in seiner Aufregung irgend ein Skandal machte, das die Hofräthin viel mehr kompromittiren konnte, als Mildenau's Rücksichtslosigkeit. Ich that also den verlangten Gang mit ihm und verwundete ihn in den linken Arm — ungefährlich, doch tief genug, daß er einige Zeit in der Binde getragen werden muß — darauf versöhnten wir uns und ich brachte ihn in einem von mir bereit gehaltenen Wagen selbst bis zur nächsten Poststation. Gegen die Dame, der unser Zweikampf galt, gelobten wir darüber zu schweigen, und ich mache Dir hierüber das Gleiche zur Pflicht. Hier meine Hand und gieb mir die Deine

darauf, ein Mann ein Wort! Schweigen kannst Du und Wort halten auch, Du hast es damals in Deinem Proceß bewiesen — ich zähle auf Dich, ein Mann von Ehre darf auch eine Privatangelegenheit nicht geringer anschlagen, als eine öffentliche.

Erwin schlug ein in die dargebotene Hand, doppelt gern in diesem Augenblick, wo ihm Leopold eines Freundeshandschlags wieder würdiger erschien als je. Wie würde er das noch mehr empfunden haben, wenn er gewußt, daß Leopold mit Zartgefühl verschwieg, was die Ursache zu Merziens erstem zornigen Aufwallen gegen ihn gewesen. Erwin, in Harmonie, wie in seiner Tonkunst, so mit sich und dem Leben, konnte sich nicht in einen dissonirenden Charakter finden, wie der Leopolds war, der immer schwanken konnte zwischen Gut und Böse, zwischen Frechheit und Zartgefühl, zwischen Großmuth und Egoismus. So oft er sich schon von ihm abgestoßen gefühlt, zog er ihn immer wieder an durch irgend ein Ungewöhnliches, dessen weder eine gemeine, noch eine in der Alltagsmoral untergegangene Seele fähig gewesen wäre.

„Alles hat sich mit Einemmale zerstreut," begann Leopold wieder; „Armand ist auch fort, um ein philisterhafter Schulmann zu werden — ich glaube aber auch, daß ihn etwas Anderes fortgetrieben, als die Sehnsucht

nach dem Eldorado der Schulstube. Ein wunderlicher Kauz war er immer — auch daß er sich so in Deutschland herumtreibt. Jeder Andere würde einem Lande für immer den Rücken wenden, in dem er nicht nur seinen Vater verlor, sondern auch um dessen ganzes Vermögen betrogen ward."

„Es ist etwas Unstätes in ihm," sagte Erwin; „es ist wahr, manchmal erscheint es mir auch wie ein geheimer Drang, das unrechtmäßig Verlorene aufzusuchen und wieder zu gewinnen, was ihn immer wieder nach Deutschland führt und da und dort unruhig umhertreibt."

„Meinst Du," fragte Leopold, „er glaube irgendwo eine Wünschelruthe zu finden, die ihm verborgene Schätze zeigt. Die ruhen jetzt nirgend mehr sicher, seit das neunzehnte Jahrhundert angebrochen, das weder auf's Schätzesammeln noch vergraben, sondern nur, um es populär zu sagen: auf den Pump ausgeht und darauf basirt ist. Wenn er gar keinen Anhaltepunkt hat, wie und wo das Vermögen seines Vaters hat verloren gehen können — wie will er es nach beinahe zwei Decennien noch ausfindig machen? Gewiß ist, daß ihm darauf Jemand so wenig etwas borgt wie auf erste Hypothek im Monde!"

„Gewiß," sagte Erwin, „aber ich halte es mit der

Sonne, und zuweilen habe ich den Köhlerglauben: die Sonne bringt es an den Tag!"

„Solchen Glauben hab' ich in Israel nicht gefunden!" sagte Leopold aufstehend, „und bei den Juden herrscht doch sonst der stärkste in Bezug auf's Geschäft, auf Wechsel und Eintreiben fast verjährter Forderungen. — Aber die Nachtluft macht kühl — kühler als in jener Nacht, wo mein Debüt hier so traurig ausschlug. Komm, wir wollen in die Stadt gehen und uns dann im Burgkeller noch ein Wenig erholen."

„Du bist und bleibst unverwüstlich," sagte Erwin auch aufstehend; „in die Stadt gehe ich mit, aber in den Burgkeller ein andermal! es ist spät genug heute, um mit Anstand nach Hause gehen zu können!"

„Du bist ein recht solider Philister geworden," sagte Leopold halb verdrießlich; „ich dachte, Du würdest nachholen, was Du im Gefängniß versäumt; statt dessen bist Du unverantwortlich solid — heirathest Du nicht auch bald?"

„Ich denke nicht," sagte Erwin; „wenn es aber geschähe, müßte es eine Ehe sein, die mich über das Philisterthum erhöbe, statt mich hineinzustürzen — da ich aber vor der Hand nicht auf Freiersfüßen gehe, hat mich etwas Anderes solid gemacht, wie Du Dich auszudrücken

beliebst: die Kunst, ein ernstes Streben und ein hohes Ziel."

„Das klingt sehr paradox," antwortete Leopold; in der Regel fällt Künstlerthum und geniale Lüderlichkeit in Eins zusammen."

„Das ist nur Vorurtheil auf beiden Seiten," unterbrach Erwin seinen Begleiter, „und von beiden Seiten verschuldet. Ich möchte wohl gern einmal vernünftig mit Dir reden, wenn Du es nicht für erbärmliches Moralisiren nähmest — ich bin jünger wie Du, aber ich kann vielleicht als älter gelten, weil ich eine lange Leidensschule durchgemacht, im Gefängniß auch Zeit hatte, über mich selbst, die Welt, die Menschen nachzudenken — Du besitzest ungewöhnliche Eigenschaften, Dein Charakter ist von großartiger Anlage, aber Du findest ein dämonisches Vergnügen daran, Dich selbst zu verkleinern — Du giebst Dich an unedle Leidenschaften hin, weil Du ohne Zweck und Ziel durch's Leben stürmst, lässest Dein besseres Ich von Deiner eigenen Willkür unterjochen, nur um nachher das Recht zu haben, Dich selbst über die Menschen und die Welt lustig machen zu können — Du mußt es doch nun an Dir erfahren haben, daß ein solches Leben wahrlich nicht befriedigt — moderne Blasirtheit ist wahrlich nicht das Zeichen eines edlen Charakters —

Schwächlinge wie Mildenau sind Dir verächtlich, und Du —"

„Bist es auch! willst Du wohl sagen?" unterbrach ihn Leopold aufbrausend.

„Herr von Lastenau!" rief plötzlich eine weibliche Stimme.

Erwin hielt seinen Arm, da der Gerufene sich zur Seite umkehrte, wo ein Frauenzimmer stand, aber Leopold riß sich los und sagte: „Thor! wenn ich auch Deiner Tugendbahn folgen wollte, so stehen an meinem Wege die Geister meiner Vergehungen — geh allein — wenn ich mit dieser rede, so ist es Sühne und Barmherzigkeit — geh, Deine Nähe wäre ein neues Vergehen an ihr."

Leopold sprach ernst und gebietend, es war etwas in seiner Stimme, das Erwin wie die Sprache eines geweckten Gewissens klang — Erwin entgegnete Nichts und ging tief erschüttert seinen Weg zur Stadt einsam, mit langsamem Schritte weiter.

Es dauerte nicht allzu lange, so hatte ihn Leopold wieder eingeholt. Stumm gingen sie neben einander. Erwin mochte nicht fragen, nicht auf das frühere Thema zurückkommen, und doch konnte er sich nicht entschließen, ein gleichgültiges Gesprächsthema anzuschlagen in einem Moment, wo ihm war, als könne er entscheidend sein für den Freund.

So stumm und so doch mit einander beschäftigt mit dem Wunsch, sich recht viel zu sagen, gingen sie fast trotzig ausschreitend neben einander zur Stadt. Als sie an die Straßenecke kamen, wo die Wege zu ihren Wohnungen sich trennten, blieben sie stehen, beide zaudernd, unschlüssig — langsam sagte Erwin: „Gute Nacht!“ und wandte sich. —

Da legte Leopold seine Hand auf Erwins Schulter und rief: „Ich gehe mit zu Dir, wenn Du nicht mit in den Burgkeller willst — ich habe noch mit Dir zu reden.“

„Desto besser,“ rief Erwin; „es hätte mir leid gethan, wenn wir so geschieden wären.“

In Falkenthals Zimmer angelangt, als die Lampe brannte, die Thür verschlossen war und die Freunde neben einander auf dem Sopha lehnten, begann Leopold:

„Du warst einst ein übermüthiger Lebensstürmer wie ich, wenn auch immer mit einem Anflug germanisch-christlicher, oder auch griechisch-idealistischer Schwärmerei — Gemüthsverfassungen, die ich nie gekannt. Mein Leben war von vorn herein auf Genuß und Befriedigung jeder Leidenschaft angelegt. Als Knabe schon hatte ich nie einen Wunsch, der mir versagt ward — denn machte mein Vater ja einmal Miene dazu, so durfte ich gewiß sein, daß meine Mutter stets, und oft nicht trotzdem, sondern gerade deshalb ihn zu befriedigen trachtete. Du

weißt's — ich war und bin das verwöhnteste Muttersöhnchen, das Du je gekannt — als Kind war ich ihre Puppe, ihre niedliche Nippesfigur, auf die sie eben so eitel war wie auf die schönen oder vielmehr häßlichen, aber kostbaren chinesischen Pagoden von Meißner Porzellan — und so bin ich avancirt bis zu ihrem Götzen oder Tyrannen — je nachdem meine Laune es mit sich bringt — Du siehst mich zürnend an — Du verehrst Deine Mutter — diese Sprache erscheint Dir unwürdig — danke Gott, daß Du nie versucht worden sie zu führen — mein Leben lassen für sie kann ich auch, wenn es einmal gälte, aber sie wie eine Heilige verehren kann ich nicht, sie war mir niemals mehr als die Sklavin meiner Launen. Und andere Frauen hätten mir etwas Besseres sein können, als mir meine Mutter war? — Ich war und bin ein Epikuräer, ein Don Juan, ich weiß es, ich war es mit Bewußtsein, weil es mir so gefiel, weil diese Rolle von allen Komödienrollen des Lebens, die ich spielen sah, mir am besten zusagte — ich habe aus dem Becher der Leidenschaften und der Lust getrunken bis zum Rausch, bis zur Uebersättigung, bis zum Katzenjammer — und ich trank immer mehr daraus, nicht mehr weil er mir behagte, sondern weil ich's einmal so gewohnt bin — mich auf's Neue zu zerstreuen, zu betäuben und um die Moralisten und die Philister zu ärgern. Ich habe

Jus und Cameralia studirt, weil mein Vater, oder besser, der Präsident es so wollte, aber ich nahm mir wenig Zeit dazu, und die wenige, die ich mir nahm, reichte doch hin mir zu zeigen, daß es ein erbärmliches Studium war und daß ich dabei nie an meinem Platz sein würde — aber ich wußte eben so wenig ein anderes Studium, einen andern Platz für mich — und darum that ich meinem Vater den Gefallen, bei der Carrière zu bleiben, die er mir octroyirt, obwohl ich's mit der Gefälligkeit nicht so weit brachte, schnell damit vorwärts zu kommen. In der Zeit der Aufregung, wo alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt waren, sämmtliche hohe Herrschaften den Kopf verloren hatten und die Cameralia, wie ich sie im Kopf haben sollte, sehr rococco zu werden drohten, war es besser, um all' dies Zeug sich nicht mehr zu kümmern — und während die Throne wankten, die Proletarier Barrikaden bauten, die guten Bürger, vor unten wie vor oben sich fürchtend, aus Angst dreifarbige Kokarden ansteckten, und Ihr Alle Demosthenesse und Themistoklesse werden wolltet, ergötzte es mich, ruhig zuzusehen und ein Held zu sein auf eigne Faust — das heißt von dem ganzen Wirrwarr unberührt zu bleiben, das Gewitter toben zu lassen und ruhig zu warten, bis die Fluth sich verlaufen. — Unterbrich mich nicht," fuhr er fort, da Erwin heftig gegenreden wollte; „ich weiß, daß Du mit dieser meiner

Anschauung aus der Vogelperspektive einer Zeit nie einverstanden sein wirst, die Dich gerade darum zu ihrem Sklaven machte, weil Du meintest, sie regieren zu können. — Du hast als Schwärmer gefühlt, gesehen, gehandelt und gelitten, Du bist immer Dir selbst und Deiner Natur treu geblieben, und darum bist Du mir werth, wenn ich auch andere Anschauungen habe wie Du — ich bin eben kein Schwärmer, ich habe eine andere Natur wie Du — ich ließ Euch und die Welt ihren Gang gehen — ich stand über den Parteien, wenn Du willst, nicht als ein Poet, aber als ein Philosoph, ein Anhänger Epikurs. Nur etwas Unbequemes hatte die Zeit: es war schwerer in ihr Schulden zu machen, als in einer andern — weder der Baronstitel noch der Sohn des Präsidenten wollten dazu verhelfen — ich mußte meine Mutter mehr in Anspruch nehmen, als mir lieb war — besonders kostete mich eine Ballettänzerin viel, die in dieser Zeit kein Engagement hatte — sie mußte das durch mich verschmerzen können. Einmal in Schulden gekommen, kommt man schwer heraus — ich wandte mich an die Meinen nur immer, wenn mir niemand Fremdes mehr borgen wollte, oder irgend ein Manichäer gar zu unhöflich ward — stets nannte ich nur den kleinsten Theil meiner Schulden und so kam und kommt es auch nie zu einem Ende damit. Indeß denke ich, reicht dereinst mein Erbe dafür aus —

denn es scheint mir nur eine nichtige Drohung, wenn mein Vater von eignen zerrütteten Vermögensverhältnissen spricht — meine Mutter stammt aus einer der reichsten Familien. Doch dies nur nebenbei. Ich halte es für Unsinn, sich die schönste Zeit des Lebens durch Sorgen und Knausern zu verderben, für doppelten Unsinn, wenn man weiß, daß es nur vom Zufall oder von Elternwillkür abhängt, dazu gezwungen zu sein. Nicht will ich dadurch den frevelhaften und lieblosen Wunsch wie Andere in mir aufkommen lassen, um des Erbes willen die Eltern in das Grab zu wünschen — ich verabscheue schon den leisen Schatten dieses Gedankens. Das Geld hat für mich an sich keinen Werth — aber ich brauche viel, weil ich weder mir selbst noch Andern einen Wunsch versagen kann — und wenn es dann daran fehlt, so kommt man doch in nichtswürdige Zustände und peinliche Situationen."

Da Leopold einen Augenblick innehielt, benutzte Erwin die Pause und sagte: „Ich versprach Dir Dich nicht zu unterbrechen — aber während Du Athem holst zu dem Seufzer, der für diese peinlichen Situationen unausbleiblich — so würde ich mit dem Bewußtsein, viel Geld zu brauchen, vor allen Dingen darauf bedacht sein, es zu verdienen."

„O ich weiß!" rief Leopold; „Du willst mich daran erinnern, wie Du schon auf der Universität eine Ehre

darein setztest, durch Correctur von Büchern und Noten, durch allerlei musikalischen und literarischen Nebenerwerb Dir selbst wenigstens das zu verdienen, was Du Deine geheimen Ausgaben nanntest — Deine Steckenpferde: Oper, Concert, Noten und Bücher — Du gründetest Dir selbst dazu einen geheimen Fond, weil Dein Vater diese Ausgaben für unnütz fand — aber was muthest Du mir zu! Carrière zu machen, wie mein Vater will! Du aber hast die auch nicht eingehalten, die Dein Vater Dir vorgezeichnet, und hättest es kaum, auch wenn das Schicksal — oder Dein Ungestüm Dich nicht gewaltsam herausgerissen hätte — Dein Genius hat Dich eine andere Bahn geführt, oder sie sich gebrochen — wem eine solche geweihte Stimme im Innern spricht, der hat gut urtheilen über Wahl des Berufes und Gestaltung des Lebens — ich wüßte Nichts, wozu ich Talent, oder wonach ich Sehnsucht hätte, nur das weiß ich, daß ich zum Staatsmann am allerwenigsten habe — wenn Du willst, ist sowohl eine solche Talent- als Berufslosigkeit der Fluch meines Daseins. — Aber was rede ich davon!“ unterbrach er sich selbst, indem er das Detail seiner Selbstbekenntnisse, in das er gerathen war, mit einem Sprung verließ: „Mein Unglück sind die Weiber! Ich habe bei ihnen den Verein von zarter Hingebung und allmächtiger Leidenschaft gesucht, der mir das Wesen der

Liebe ist, und nur ein jämmerliches Stückwerk von Gefühlen gefunden — ich fühlte das Recht in mir, das Gefäß bei Seite zu werfen, gleichviel, ob es dadurch zertrümmerte oder nicht, wenn ich seinen Inhalt matt und schal gefunden — ich fand niemals, was ich suchte. Ein edles Weib hätte mir eine edle Liebe eingeflößt, hätte Alles aus mir machen können — ich habe keines gefunden! — Ich fand nie ein Wesen, das ich verehren konnte — ich begegnete nur oberflächlichen, kleinen Empfindungen, ich verflüchtigte mein eigenes Herz, oder vielmehr ich suchte es zur Ruhe zu bringen durch Galanterie und Sinnlichkeit — so ward ich, wie Du mich siehst. Vielleicht um mich aus dem flotten Garçonleben in das prosaische eines Ehemannes zu bringen, mir Reichthum und den Besitz eines großen Gutes zu sichern, mich vielleicht aus einem kleinen Assessor zu einem großen Gutsbesitzer zu machen, schlugen mir meine Eltern die Partie eines reichen Fräuleins vor, sie hofften mich zu dieser Partie zu überreden, wo nicht zu zwingen. Als gehorsamer Sohn reiste ich auf das Gut, das sie bewohnte — ihren Eltern war ich bekannt und fand die freundlichste Aufnahme — ich schien trotz all' meiner Fehler ein willkommener Schwiegersohn zu sein. Nur das mir zugedachte Fräulein that spröde trotz ihrer Häßlichkeit — sie hatte eine Kammerjungfer, die weniger häßlich und noch

weniger spröde war — um das Fräulein zu demüthigen, hielt ich es mit ihrer Zofe — dann reiste ich ab — was ich mir dort merken ließ, erklärte ich meinem Vater: daß ich niemals mir ein Weib würde aufdringen lassen und er dies Project aufgeben müsse. Er berief mich hierher — oder vielmehr er vermittelte es, daß ich nach einigen Monaten hierher versetzt ward. — Jene Zofe aber war mir zuvorgekommen, mich bei dem Vater als ihren Verführer anzuklagen — aus diesem einen Zuge siehst Du, daß sie den gemeinsten Charakter hat — sie war es, die mir vorhin am Wege auflauerte, um mich mit Vorwürfen zu überhäufen — ich werde für sie sorgen wie für das Kind, mir ist's auch gleich, ob sie ihm meinen Namen giebt oder nicht — nun besonders, da mein Vater einmal darum weiß — der aber wird das nicht zugeben wollen. — Nun sieh! wenn ich einmal mich erheben will, treten so die rächenden Schatten meines Lebens vor mich und ziehen mich herab in's Gemeine! — Da hast Du meine Beichte — die Absolution kannst Du mir nicht geben, sittenstrenger Idealist — ein Priester gäbe sie leichter — und die Moralpredigt sei Dir geschenkt!" Leopold hatte sich bei den letzten Worten erhoben, hatte nach seinem Hut gegriffen und nun hielt er schon das Thürschloß in der Hand, um zu gehen.

Erwin hielt ihn zurück. Seine Stirn hatte sich im

Zuhören immer mehr verfinstert, dann sagte er: „Du hast Recht, Eltern-Zürnen und Bitten, Vorstellungen und Mahnungen der Freundschaft können Dich weder zur Umkehr bewegen, noch für ein würdiges Leben retten — — dazu ist es zu spät — wenn es aber wahr ist, daß Du noch kein edles weibliches Wesen kennen gelernt, so giebt es doch vielleicht noch ein Mittel, Dich zu retten — vielleicht wenn man Dich von dem einen Irrthum heilen könnte, daß alle Frauen unwürdige Kreaturen seien, vielleicht fiele dann ein Irrthum mit dem andern von Dir ab. Für Naturen wie Du sind die Frauen schlaue Teufel der Verführung, bis einmal ein Engel darunter erscheint zu erlösen und durch das Ewig-Weibliche hinanzuziehen — Du bist noch nicht verloren, wenn Dir der Engel noch nicht vorübergegangen."

„Die Antwort hatt' ich wahrlich nicht erwartet," sagte Leopold kopfschüttelnd; „Du erinnerst wieder an das alte phantastische Märchen, das mich ja eben zuerst verlockte, hinter einem holden Engelsangesicht auch den Engel der Unschuld und Erhebung zu suchen — besser wäre es, wenn Du mich auf eine starke Männerfreundschaft verwiesest —" und er sah mit fragendem düstern Ausdruck in Erwins bekümmertes Gesicht.

Erwin faßte seine Hand: „Verloren geb' ich Dich noch nicht — die Freundschaft bleibt Dir, aber sie wird

Dir wenig nützen — weder Beispiel noch Worte eines Mannes können Dich retten von der angekränkelten Blasirtheit und der ausgearteten Leidenschaft."

„Aber Du bleibst mir was bisher — und unverändert?" fragte Leopold staunend.

„Unverändert, erwiederte Erwin fest, „warum nicht? ich habe wenig von Dir gehört, was ich nicht schon gewußt — aber ich selbst bin Dir auch nichts Neues! ich bin der alte Idealist, auf dessen Anschauungen und Grundsätze Du nicht eingehen kannst — jetzt denkst Du es, Du bist gerührt und erregt, aber das wird vorübergehen, wie eine andere Aufregung auch — Du kannst auf mich zählen, wenn Du meiner bedarfst — ich glaube an Deinen innern Werth trotz der Schlacken — aber ich nehme keine Versprechungen an."

„Du bist so gut als grausam!" rief Leopold und öffnete die Thür. „Gute Nacht!" Und er ging mit einem Ausdruck der Beschämung auf den stolzen Zügen, wie ihn Erwin noch niemals gesehen.

III.

Unruhe.

„Bleich ist ihr Angesicht
So flüstern sie beklommen,
Wie Sünder im Gericht.“
Victor Precht.

Mit besorgten Blicken ruhten auf Apollonien die Augen der Eltern. Wie sehr auch jedes von ihnen mit sich selbst beschäftigt war, seine eigenen Lasten trug, es entging ihnen nicht, daß auch mit Apollonien eine Veränderung der auffallendsten Art vorgegangen.

Als die Gatten einmal allein waren, sagte Herr Ruhlmann: „Sonst war Apollonia bemüht, uns zu erheitern — sie war in unserm Hause wie der gute Genius, alle bösen Geister zu verscheuchen — wenn sie am Pianoforte saß und spielte oder sang, war es mir wie dem König Saul, wenn David sein himmlisches Saitenspiel erklingen ließ — jetzt liegt selbst in ihrer Stimme Etwas wie Trauer und Wehmuth, und was sie spielt, klingt mir

unheimlich statt beruhigend — willst Du nicht einmal mit Falkenthal darüber sprechen — oder meinst Du, ihr Lehrer habe keine Schuld daran?"

„Ich kann es mir nicht denken," antwortete Frau Ruhlmann unbestimmt. „Sie hat ja schon lange bei ihm Stunde, und sonst war es nicht so — — Dir fällt es also auch auf?" fragte sie mit niedergeschlagenen Augen, bange lauschend.

„Es ist ganz auffallend; und nicht das allein," antwortete er; „siehst Du denn nicht, daß ihr ganzes Wesen verändert ist, wie im Hause, so besonders auch in der Gesellschaft? Wie stolz und sicher sie sonst auftrat, wie harmlos heiter, wie übermüthig ausgelassen sie sonst war — jetzt liegt etwas Unsicheres, Ungleiches, Gemachtes in ihrer ganzen Haltung — mit spähenden ängstlichen Blicken beobachtet sie uns, wenn sie sich unbeobachtet glaubt — — wäre es möglich," sagte er flüsternd und seinen Mund zum Ohre der Gattin neigend, „wäre es möglich, hätte Dein Mangel an Beherrschung, während der Franzose hier war, ihr Etwas von Dem verrathen, was" —

„Ich bitte Dich, sprich nicht weiter!" flehte sie angstvoll, „sonst kann es durch Dich verrathen werden."

„Und wenn es nun doch schon ist?" fragte er mit prüfenden, durchdringenden Blicken.

Geängstet und zitternd schlug sie die Augen nieder — wohl fühlte sie sich schuldig, durch den versuchten Selbstmord den Frieden der Tochter zerstört zu haben, aber verrathen war dadurch ihr schreckliches Geheimniß noch nicht, doch jene That sollte es wieder für den Gatten sein und bleiben, und so gewann sie erst nach einer angstvollen Pause Ueberlegung zu der Antwort: „Der Franzose ist ja fort und kommt hoffentlich nicht wieder — damit ist ja die Gefahr der Entdeckung vorüber, und wir können wieder leichter athmen!"

Herr Ruhlmann ging mit auf dem Rücken zusammengehaltenen Händen unruhig im Zimmer hin und her. „Auffallend ist es aber doch," begann er, „daß Latour so plötzlich abgereist ist und ohne persönlich Abschied zu nehmen — — Du hast Dich zu wenig in der Gewalt gehabt, ihm wohl gar merken lassen, daß sein Erscheinen Dir unangenehm war — wenn nichts Schlimmeres —"

„Ich bitte Dich," unterbrach sie ihn, „ich habe das Uebermenschliche geleistet und ertragen — — wir haben nicht davon gesprochen," fuhr sie mit steigender Unruhe fort und ward immer bleicher, ihre Stimme zitternder: „Ich weiß es gewiß — es war wirklich sein Sohn." Sie sank in sich zusammen, wie sie die letzten Worte mit leisem, geisterhaft unheimlichen Hauchen gesprochen hatte.

Ruhlmann blieb vor ihr stehen und sagte finster: „Und Du hast wohl Nachforschungen angestellt und Fragen gethan, die Alles verrathen können? O ich sehe es kommen! nach achtzehn Jahren angstvollen Schweigens wirst Du selbst noch Alles an den Tag bringen!“

„Barmherziger Gott!“ rief sie, außer sich, „was redest Du, was denkst Du? — Wären nicht Namen und Aehnlichkeit schon genug untrügliche Zeichen? — Sie frappirten Dich und mich, wie Karolinen — — die hat auf allerlei Umwegen Erkundigungen über ihn und sein Herkommen angestellt und erfahren, daß er noch in seinen Knabenjahren den Vater auf einer Reise nach Deutschland verlor und damit zugleich vermögenslos ward — — dieser Latour ist arm — ich habe mir erzählen lassen, daß er ein erbärmliches Leben geführt — und wenn mir schon sein Eindringen in unsere Kreise schrecklich war, so peinigt mich doch, seit er fort ist, der Gedanke doppelt, ob nicht irgendwie an ihm gut zu machen sei, was“ — sie hielt inne, weil ein Schreckliches auf ihrer Seele lastete, dem sie noch nie Worte zu geben den Muth gehabt hatte.

„Wie meinst Du?“ fragte Ruhlmann gespannt und befremdet.

„Was nützt unser Reichthum,“ sagte sie, „wenn wir nicht wenigstens einen Theil dieser Gewissensflammen damit

auslöschen können? Wenn wir ihm jetzt, da er fort ist, anonym eine ansehnliche Summe sendeten?"

„Sagt' ich's nicht," rief er fast aufgebracht, „daß Du endlich noch Alles an den Tag bringen wirst? Solche anonyme Sendungen bleiben selten anonym — und wenn es noch so vorsichtig angefangen wird, es finden sich kleine Spuren, Zeichen, Belege, das Woher wird errathen — an dem einmal erfaßten Ende spinnt der Faden sich weiter, so weit endlich, daß er sich um uns schlingt und uns zum Netz des Verderbens wird, dem wir nicht mehr entrinnen können. So seid Ihr Weiber alle! erst wird schlau und schnell die That gethan, vor der dem Manne schaudert — und dann kommt die Schwäche und Feigheit, die Folgen zu tragen, wie sie einmal kommen und ertragen sein wollen."

Frau Ruhlmann verhüllte ihr todtenbleiches Gesicht bei diesen Worten und flehte verzweifelnd, am ganzen Körper zuckend: „Ich bitte Dich, halt ein!"

Er besann sich, daß er zu weit gegangen und daß sie beide plötzlich in einer unheilvollen Stunde von dem Grundsatz abgewichen, dies grauenhafte Thema aus der Vergangenheit niemals zu berühren. Um wieder einzulenken und doch nicht gewaltsam abzubrechen, begann er: „Du weißt, daß sich der französische Sprachlehrer in einem Billet an Apollonia entschuldigte, daß er nicht persönlich

Abschied nahm, wie er erst versprochen, er schützte eine noch beeiltere Abreise vor — Apollonia meinte, er käme aus Zartgefühl nicht, weil er noch Geld für die Lectionen und Bücher von ihr zu bekommen, sie wußte nicht, wie viel es betrüge — ich dachte wie Du und sandte ihm eine Banknote von 100 Thalern, die Apollonia in eine gestickte Brieftasche legte. Er war schon abgereist, aber Fräulein Knößel, bei der er gewohnt, hatte er seine Adresse zurückgelassen und sie hat ihm nachgeschickt, was noch an ihn kam. Heute erhalte ich 90 Thaler zurück — er dankt Apollonien für die Brieftasche, wie sie mir sagt, und schreibt dazu: „Ihr Herr Vater hat sich vergriffen und mir statt zehn Thaler, hundert geschickt; jede andere Voraussetzung bei dieser Sendung wäre eine Beleidigung — seien wir gewiß, daß auf keiner Seite eine Kränkung beabsichtigt war und ist. — Du siehst, ein kleiner Versuch in Deinem Sinne ist mißlungen, ein größerer ist nicht zu wagen. Apollonia fügte Nichts hinzu, aber sie ward abwechselnd blaß und roth, wie sie mir das vorhin erzählte — sie fiel mir da überhaupt so auf, daß ich zu Dir kam, um mit Dir über das Mädchen zu sprechen."

„Sie hat mir davon Nichts gesagt, noch überhaupt wieder von ihm mit mir gesprochen," sagte Frau Ruhlmann, und bemühte sich, wieder Ruhe zu gewinnen. —

„Natürlich," antwortete er, „da Du mehr als einmal

Krämpfe bekamst, wenn nur sein Name genannt ward, und ihn so wenig als möglich sehen mochtest. Das war auffallend genug, sie mochte sich dabei denken, was sie wollte.“ Eine lange peinliche Pause trat zwischen Beiden ein, und düstere Gedanken waren es, mit denen Beide sie ausfüllten. Jedes fühlte und kannte, die eigne Schuld und die fremde — und doch hatte Jedes auch aus der letzten Zeit noch einen stillen Vorbehalt vor dem Andern, ein Ereigniß, das es weder gestehen noch errathen lassen wollte, und das doch auch vielleicht mit dazu beitragen konnte, Apolloniens verändertes Wesen, ihre Unruhe zu erklären — einen Erklärungsgrund, den sie fürchteten und sich gegenseitig verheimlichen wollten. Bei Frau Ruhlmann war dies der versuchte Selbstmord, bei ihrem Gatten jener Bericht des Associé Hettrich über die aus dem Cassaschrank fehlenden fünftausend Thaler. Apollonia war bei dieser Meldung gegenwärtig gewesen, und der Vater hatte ihr streng verboten, mit der Mutter von diesem Ereigniß zu sprechen, das überhaupt vor Jedermann ganz geheim gehalten werden sollte, um nicht den Ruf der Handlung zu gefährden — und vor der Mutter, weil sie ohnehin immer Alles angriff. Apollonia hatte dem Vater darauf nur mit einem langen, fast eben so vorwurfs- als angstvollen Blick geantwortet — und er brachte diesen Blick nicht wieder aus dem Gedächtniß — er war in sein

Gewissen gefallen, das nun einmal oft nicht anders als durch Aufregungen von Spiel und Wein und Weibern übertäubt werden konnte — um dann doch nur desto lauter wieder seine unheimliche Sprache zu beginnen. Er wußte, daß sie ihn zuweilen so im trunknen Zustand heimkommen sah, ja es kam ihm vor, als ob sie absichtlich seinetwegen nächtlich wach bleibe seit einiger Zeit, um zu beobachten, wie und wann oder ob er nach Hause kam. Aber gleichwohl hatte er wieder so viel Scheu vor dem reinen Sinn der eignen Tochter, daß er nicht wagte, darüber zu schelten, wenn er noch Licht auf ihrem Zimmer sah, oder sie gar mit Licht in den Corridor hinaustrat bei seiner Rückkunft. Er sagte nur zuweilen im Laufe des Tages zu ihr, daß in der Jugend, und besonders für nervöse Mädchen wie sie, der Schlaf vor Mitternacht ein Bedürfniß sei, und daß er den Arzt senden werde, ihr das begreiflich zu machen. Sie seufzte dann nur leise und einmal gab sie ihm zur Antwort, daß es freilich schlimm sei, wenn schon in ihrer Jugend unheimliche Empfindungen und Sorgen den Schlaf verscheuchten. — In jener Nacht vor der Meldung des vermißten Geldes war er auch sehr spät und taumelnd heimgekommen. Er wußte nicht, ob ihn Apollonia gesehen, aber er mußte es fürchten. Einige Tage darauf erzählte er ihr lächelnd, daß Hettrich einen ganz vergeblichen Schrecken sich und ihnen gemacht — das Geld sei gefunden worden

ganz richtig in dem feuer- und diebsfesten eisernen Cassaschrank, der schon in das Renommé eines unsichern Behältnisses gekommen sei. Das Geld habe in einem Doppelfach gelegen, in das es Hettrich in der Zerstreuung wahrscheinlich selbst gethan und es dann doch nur zur Hälfte untersucht habe. Fast unverschämt sei es, daß er dennoch streite, Alles durchsucht und sich nicht geirrt zu haben. Als ob es noch Kobolde und Gnomen gäbe, die Gold und Papier unsichtbar und sichtbar machen oder sonst verzaubern könnten. Apollonia sagte und fragte nicht viel bei diesem Ereigniß — es schien nur, sie wisse auch nicht, was ihr dabei unangenehmer war, die ärgerlichen irrthümlichen Behauptungen des Associé's oder die forcirt heitere Laune des Vaters.

An das Alles dachte dieser jetzt, und noch eine ganze Schaar beunruhigender Gedanken regte es in ihm auf, daß er endlich nach langer Pause zu seiner Frau sagte:

„In einer Art war es doch besser, wie wir Apollonien nicht im Hause hatten —"

„Was!" rief sie außer sich; „sie ist unser guter Engel, ohne sie wären wir längst zu Grunde gegangen! Sie ist mir wie ein Himmelspfand, daß der Himmel Erbarmen mit mir hat, da er mir eine solche Tochter gab! Ist sie nicht auch Dein größter Stolz? Hast Du es nicht immer

gesagt? oder bereust Du etwa, daß Du ihr Deinen Namen gegeben?"

„Still!" unterbrach er sie heftig, „was wirst Du noch Alles heut zur Sprache bringen! Ich meine nur, daß es nun Zeit würde, sie verheirathete sich."

„Es würde mich auch glücklich machen," sagte sie, „wenn ein angesehener, liebenswürdiger Mann unser Schwiegersohn würde und sie in seinem Hause eine glückliche Gebieterin — aber Du weißt selbst, welche großen Ansprüche Apollonia an den Mann macht, dem ganz verbunden zu sein sie nur ertragen könnte — noch jeden Bewerber hat sie kurz und stolz abgewiesen. — Du weißt selbst, wie viele darunter waren, die nur an ihr Vermögen dachten, und warest selbst mit ihrem Wesen zufrieden. —"

„Ich meinte, daß sich schon noch ein Mann, wie sie und wir ihn wünschten, finden werde," antwortete er; „aber manchmal wartet und wählt man auch zu lange. Sie hat nun die Zwanzig überschritten. Die Töchter unserer Geschäftsfreunde sind in diesem Alter längst Gattinnen und Mütter geworden — es fällt beinahe auf, daß Apollonia noch immer im elterlichen Hause ist. Wird es ihr auch noch lange nicht an Bewerbern fehlen, so fürcht' ich doch, sie hat sich schon einige der besten Partieen leichtsinnig oder hochmüthig entgehen lassen und trifft am Ende eine wenig wünschenswerthe Wahl."

„Sie hat nun einmal schwärmerische Ideen," sagte die Mutter, „und will nur aus wahrer Liebe selbst wählen und gewählt sein."

Der Vater schüttelte mit dem Kopf: „Wenn diese Liebe bis in ihr jetziges Alter nicht gekommen ist, so kommt sie wahrscheinlich gar nicht. Das mag anders sein bei Mädchen, die nur einen Bewerber haben und wenig Hoffnung einen zweiten zu finden. Die sagen stolz und glücklich, ja, nehmen fürlieb, sind geschmeichelt und phantasiren sich schnell in die Liebe hinein — aber das ist nicht so bei Apollonien, die unter einer Schaar von Bewerbern an diesem das anziehend findet, an jenem jenes, oder auch umgekehrt abscheulich und häßlich. Die will das Einzelne, was sie an dem Einen befriedigt, nun mit allen Vollkommenheiten anderer Einzelner zu einem Ideal vereinigt finden, die äußeren Lebensverhältnisse kommen auch hinzu — sie steigert ihre Ansprüche endlich ins Maaßlose — oder wäre sie vielleicht verliebt, weil sie jetzt so umgewandelt ist?" Erst jetzt kam er, weil er viel zu sehr mit sich selbst und seiner Schuld beschäftigt gewesen, auf diese Vermuthung, die jedem andern Vater am nächsten gelegen hätte. „Wüßtest Du Jemand, für den sie sich interessiren könnte?"

Frau Ruhlmann schüttelte mit dem Kopf und schien sich zum Nachdenken anzustrengen. „Ich wüßte Niemand

— mit Falkenthal ist sie sehr freundlich, aber ich glaube, es ist kein anderes als musikalisches Interesse, das sie an ihm findet.“

„Falkenthal? der Musiklehrer?“ sagte Ruhlmann verächtlich. „Wo denkst Du hin! Ein prächtiger Schwiegersohn für uns! Ruhlmann und Compagnie hätten Credit — er könnte seine Compositionen auf deren Kosten aufführen und drucken lassen. Könnte auch die Gerichts- und Gefängnißkosten bezahlen, die wohl von frühern Zeiten her noch restiren mögen. Wäre nicht übel! Nun halte ich zwar einen solchen demokratischen und musikalischen Schwindler zu Allem fähig, aber Apollonia ist doch zu stolz und vernünftig, als daß sie im Stande wäre, sich in einen Menschen zu verlieben, der von ihrem Stundengelde mit leben muß.“

„Ich denke auch,“ antwortete die Gattin, „dann wäre nur noch der junge Baron von Lastenau, dessen Auszeichnungen sie nicht so kalt hinnimmt, wie die anderer Männer —“

„Ein Adeliger wenigstens und der Sohn des Präsidenten —“ bemerkte Herr Ruhlmann, „das ließe sich eher hören, wenn er nur nicht mehr Schulden hätte als Haare auf dem Kopfe — würde ihm auch erwünscht sein, wenn Ruhlmann und Compagnie die bezahlten. Eine hochmüthige Verwandtschaft, die aber vielleicht einmal

nützlich sein könnte, und seine Mutter hatte sehr viel Vermögen, hoffentlich ist es gut angelegt worden und der Sohn hat es noch nicht durchbringen können."

„Der junge Baron ist ein Wüstling," sagte Frau Ruhlmann; „ich würde Apollonien nur mit Entsetzen neben ihm sehen, sie, welche die Unschuld und Reinheit selbst ist — es ist ein zu gräßlicher Gedanke, das einzige Kind einem ausschweifenden Menschen geopfert zu sehen."

„Ein solider Kaufmann, der mit ins Geschäft träte und ein ansehnliches Kapital mit hineinbrächte, wäre mir auch lieber," bestätigte Herr Ruhlmann; „es ist Jammerschade, das schöne Geschäft in fremde Hände übergehen zu sehen, wenn wir nicht mehr leben — aber vielleicht legt Apollonia das alberne Vorurtheil noch ab, das sie gegen den ganzen Kaufmannstand hat, trotzdem daß wir selbst dazu gehören." —

Während so die Eltern aufgeregt und einander aufregend über Apollonia sich unterhielten, saß diese ganz allein im Park auf ihrem gewohnten Lieblingsplatz. Sie hielt eine Weißstickerei in der Hand und arbeitete daran mit einer gewissen Heftigkeit. Aber wenn solch' eine tändelnde, mechanische Arbeit auch ihre Hände und Blicke fesselte, ihre Gedanken ließ sie unbehindert ins Weite schweifen.

Ach und es waren nicht mehr die stolzen Bilder und Träume, die sie sonst im Bewußtsein von Schönheit und Reichthum und allen Reizen einer heitern Jugend der Wirklichkeit nachgeträumt oder sich selbst erschaffen hatte. Trübe Schleier lagen darüber, die sie selbst immer dichter und düsterer zusammenzog, daß sie allen Glanz von einem Loose nahmen, das von Tausenden als das glücklichste gepriesen ward. Wohl quälten sie die düstern Schatten, die unheimlich und schreckend ihre Eltern zu umgeben und in einen Abgrund zu reißen schienen, vor dem ihr schauderte, Alles, was sie vor sich verborgen sah, nicht errathen konnte, nicht zu erfragen wagte und sich nur um so mehr davon geängstet fand. Aber auch Armands Betragen quälte sie — daß er so schnell gegangen, nicht einmal Abschied von ihr genommen, und daß er, weil er durch ihren Vater sich verletzt gefühlt, nun wieder durch die Rücksendung des Geldes verletzte, durch die höflich steifen Zeilen, in denen er für ihre Stickerei gedankt. Ihr erschien es nun unzweifelhaft, daß er sich mit einer Leidenschaft zu Herminen verirrt hatte, die ihn forttrieb, sobald er sowohl sein Gefühl wie dessen Gegenstand für seiner unwürdig erkannt hatte.

Indeß sie so sich mit denselben Gedanken quälte, die ihr immer wieder kamen, wenn sie allein und geistig unbeschäftigt war, sah sie auf, weil sie Tritte hörte. Es

war kein Besuch, von dem sie Zerstreuung erwarten konnte — nur Karoline kam des Weges daher.

„Ach Fräulein, Sie sticken so fleißig?“ sagte die Dienerin, auf Apolloniens Arbeit deutend; „das ist gar nicht recht, Sie sollten lieber den armen Stickerinnen auch das zu verdienen geben.“

„Du hast Recht,“ sagte Apollonia und ließ die Hände sinken; „es ist Alles unnütz, was ich thue!“ und dabei vermochte sie den Seufzer nicht zu unterdrücken, der ihre Brust hob.

„Ei was das für Reden sind!“ sagte Karoline, „warum machen Sie denn jetzt immer ein so trübes Gesicht?“

„Ich dächte doch, Du brauchtest nicht zu fragen,“ sagte Apollonia verstimmt, „Du weißt ja mehr, was im Hause vorgeht, als die Tochter desselben —“

„Was ist denn Neues geschehen, das Sie ängstigen oder quälen könnte?“ fragte Karoline.

Apollonia schwieg, dann nahm sie Karolinen bei der Hand und sagte leise: „Es ist schrecklich, daß ich es sagen muß — aber Du weißt doch einmal Alles — diese Nacht kam der Vater wieder so aufgeregt nach Hause — —“ sie hielt inne und sah Karoline fragend an. —

Diese zuckte mit den Achseln und sagte: „Es ist nun einmal so seine unglückliche Gewohnheit — das sollten Sie nun auch gewohnt sein und sich darein ergeben —“

„Das kannst Du nimmer einer Tochter zumuthen!“ rief Apollonia; „es ist schrecklich, einen Vater in solch' bewußtlosem Zustand zu sehen und solche Reden von ihm führen zu hören!“

„Was denn für Reden?“ fragte Karoline und ihr Blut schien zu erstarren. —

Aber Apollonia hatte nicht Lust zu wiederholen, was jene nicht zu wissen schien — sie hatte den Vater zu dem ihm leuchtenden Diener sagen hören: „Heute hab' ich so viel gewonnen, als ich neulich verloren, wo ich den lustigen Streich machen mußte im Comptoir, in der Nacht — bleibt immer ein Hauptspaß, wenn Einer bei sich selber einbrechen muß!“ — Apollonia schwieg, und weil sie mit Karolinen nicht mehr von dieser Angelegenheit sprechen mochte, blickte sie wieder auf ihre Arbeit und sagte, das frühere Thema aufnehmend:

„Hast Du mir noch eine Arbeiterin zur Beschäftigung zu empfehlen? Für Deine Nichte Rosalie, von der Du mir sagtest, habe ich Dir ja wohl auf einige Zeit ausreichende Arbeit gegeben? Weißt Du nicht eine gute Stickerin? Mit den Taschentüchern, die ich zuletzt sticken ließ, war ich nicht zufrieden.“

„Ich machte vorhin nur so eine Bemerkung im Allgemeinen. Rosalie hat genug zu thun. Aber das Schönste von Weißstickerei habe ich neulich bei einer Wäscherin ge-

sehen, die auch für Fräulein Knößel wäscht. Wissen Sie, das alte Fräulein, wo Herr Merzien und Ihr französischer Lehrer wohnten? Die hat jetzt eine junge Verwandte aus einer kleinen Stadt bei sich, die so wunderschön stickt und gern Arbeit haben möchte. Sie hatte jene gebeten, sie zu empfehlen, wenn sie Gelegenheit hätte; das Mädchen ist eine Waise, ich glaube, sie heißt Elise Sernau —"

„Und wohnt bei Fräulein Knößel?" fragte Apollonia langsam, denn ihre Gedanken waren bei Armand. —

Karoline wiederholte das noch einmal und Apollonia sagte: „Wenn ich einmal in der Stadt bin, werde ich selbst mit hingehen. Fräulein Knößel wird immer als eine so vortreffliche Person gerühmt — ich kenne sie kaum von Ansehen, das unscheinbar genug ist — es wäre auch einmal eine Abwechselung, die Bekanntschaft einer sogenannten alten Jungfer zu machen, von der Männer und Frauen nur Gutes sprechen — das muß immerhin eine seltene Erscheinung sein."

IV.

Elisens Beschluß.

„Glücklich, wer auf Gott vertraut,
Und bei trüben Tagen
In die ernste Zukunft schaut
Sonder Angst und Zagen."
Hoffmann von Fallersleben.

Elise Sernau war ganz heimisch im Hause ihrer gütigen Pathe geworden und es war schwer zu entscheiden, ob Elise zufriedener mit dem guten Fräulein Knößel oder diese mit ihrer Pflegebefohlenen war. Sie hatte nun ihr eignes Zimmerchen unter denselben Verschluß mit dieser und dem Dienstmädchen, aber doch getrennt von den Beiden. Es war ein kleines trauliches Gemach. Die Möbel waren freilich nicht nach der neuesten Mode und die Wände nur einfach gemalt, aber Blumenstöcke an den Fenstern, Epheu an den Vorhängen, Bilder an den Wänden, die Guitarre in einer Ecke neben einem Tischchen voll Noten und Bücher, im Fenster das Näh=

tischchen mit blendendweißer gehäkelter Decke und dem Arbeitskörbchen — dies Alles in Harmonie mit einander von dem eigenthümlichen Zauber übergossen, den jedes sinnige Frauengemüth unbewußt auf seine Umgebung überträgt. Es war derselbe jungfräuliche, poetische Zauber wie in dem Prunkgemach Apolloniens, und doch — wie gering waren dagegen die Mittel, die ihn hier hervorriefen!

Apollonia, die in dies Zimmer trat, fühlte sich wundersam davon berührt. — Sie führte ihr Vorhaben aus, die Stickerin bei Fräulein Knößel aufzusuchen, von der man ihr gesagt hatte. — Elise, die einmal diese Kunst in Friedrichsthal geübt, um sich dadurch ihre eigensten Bedürfnisse, wenigstens die der Kleidung, selbst zu verdienen, wollte dies auch hier thun, wenn ihre Pathe nicht anders über ihre Thätigkeit verfügte. Diese nahm sie nicht so sehr in Anspruch, daß ihr nicht Zeit zu anderen Arbeiten geblieben wäre, und da Charlotte selbst auch eine durch Arbeit und Anstrengung errungene und bewahrte Unabhängigkeit für eines der größten Güter auch eines weiblichen Lebens hielt, so hatte sie nichts gegen Elisens ausgesprochenen Wunsch, sondern rühmte sie bei Gelegenheit selbst als Stickerin, wo es ihr nützen konnte. Eine Freundin von ihr hatte jenes Tuch kunstvoll sticken lassen, das Karoline bei der Wäscherin ge-

sehen — weiter hatte Elise noch keinen Arbeitsauftrag erhalten.

Sie wußte darum nicht, wie sie den Besuch der schönen, mit vornehmer Eleganz gekleideten Dame deuten sollte, die jetzt bei ihr eintrat und meinte, sie habe das rechte Zimmer verfehlt. Schüchtern machte sie auch bei Apolloniens Eintritt diese Bemerkung.

Aber diese erwiederte mit der Gegenfrage, ob sie nicht Fräulein Sernau sei, und da Elise bejahte, zog Apollonia ein halbes Dutzend Batisttücher hervor und sagte: „Man hat mir gesagt, daß Sie dergleichen sehr schön sticken — wollen Sie wohl die Güte haben, diese Arbeit für mich zu übernehmen? — Da ist meine Karte — der Vorname ausgeschrieben oder die Anfangsbuchstaben in Vignetten, je nachdem es moderner ist, soll in diese Tücher."

Elise betrachtete mit Staunen den kostbaren feinen Stoff der Tücher, wie sie noch keinen verarbeitet hatte, sprach dies auch in naiver Weise aus und fügte schüchtern hinzu: „Ich will mein Möglichstes versuchen, meine Arbeit dem Stoff angemessen, sorgfältig auszuführen — aber erlauben Sie, daß ich erst, wenn ich eins dieser Tücher fertig habe, es Ihnen zeigen darf, damit, wenn die Stickerei Ihren Wünschen nicht entspricht, wenigstens nicht das ganze halbe Dutzend verdorben ist."

„Wie Sie denken," antwortete Apollonia nachlässig, „Ruhlmanns Landhaus weiß Ihnen Jedermann zu zeigen, es ist ein angenehmer Spazierweg dahin für eine gute Fußgängerin."

„O die bin ich," rief Elise, „ich bin doppelt froh, wenn ich eine Gelegenheit habe, einmal über Land zu gehen."

Apollonia lächelte und stand auf; sie war mit ihrem Geschäft zu Ende und konnte gehen — aber sie war unbefriedigt von diesem Gange, obgleich sie eigentlich selbst nicht wußte, was sie wollte. Sie hatte geglaubt, zu dem Fräulein Knößel zu kommen, da bei ihr die Stickerin sein sollte — und das Dienstmädchen hatte sie gleich zu dieser geführt — was sollte sie weiter mit ihr sprechen? was nun nach Jener fragen? Sie empfahl sich ihr mit vornehmem Nicken. Elise öffnete ihr die Thür — da sprang Cäsar herein und weil er gewohnt war, daß nur Elise aus dieser Thür ging, sprang er an derjenigen empor, die dazwischen stand — Apollonia hatte sich weder des Thieres noch seiner Liebkosung versehen und trat mit einem Schrei des Erschreckens zurück.

„Cäsar!" rief Elise drohend und bat Apollonien um Verzeihung für diese plumpe Begegnung; „aber er hat Ihnen doch nichts gethan?" fragte sie; „er hat schon mehrmals Fremde gebissen, so gut wie das Thier sonst ist."

„Ach nein," sagte Apollonia, „ich erschrak nur — ich kenne ihn, es ist der Verbindungshund, nicht wahr? Herr Merzien hat ihn einmal bei uns gehabt — aber wie kommt es denn, daß er hier zurückgeblieben?"

„Da bin ich schuld," antwortete Elise; „es ist ein alter Bekannter von mir" — und sie erzählte die Geschichte des Hundes, so weit sie ihr selbst bekannt war — Apollonia dachte daran, daß er auch Latour gebissen, aber sein Name trat doch nicht über ihre Lippen. Sie ging. Es war ihr störend, daß Elise sie nicht nur bis an die Treppe, sondern sogar diese hinab begleitete, denn sie warf überall verstohlene Blicke umher, um gleichsam zu errathen, welche Thür wohl einst zu Latour geführt hatte.

Ihr Wagen hielt an der Thür, der Kutscher half ihr hinein; Elise stand staunend und sah der herrschaftlichen Equipage nach, an der Alles prächtig und funkelnd aussah, die herrlichen Rosse dazu, die gleichsam selbst stolz zu sein schienen, man wußte nicht, ob auf ihre eigne edle Raçe, auf ihr funkelndes Geschirr oder auf die Schönheit, die sie zogen.

Da Fräulein Knößel nach Hause kam, ward Elise nicht müde, von dem unerwarteten Besuch ihr vorzuplaudern. „Wie schön war sie selbst und Alles an ihr so kostbar und geschmackvoll und doch, als müsse es so

sein — ich hätte sie für eine Prinzessin genommen, so stolz war auch ihre Haltung, wenn nicht ihre Karte mir es anders gelehrt hätte. Es wollte mir auch gar nicht in den Kopf, daß ich nicht wenigstens ein „von" darauf entdecken konnte. Ein bürgerliches Mädchen hätt' ich mir nimmer so gedacht. Wer sind denn ihre Eltern?"

„Kaufleute," antwortete Charlotte lächelnd; „wer heutzutage Geld hat, liebes Kind, thut sich mehr hervor, als manches arme Prinzeßchen. Zum Glück sind diese Ruhlmanns wenigstens in Beziehung auf ihren Reichthum so nobel, wie Dir dies Mädchen heut erschienen ist. Von ihnen geht fast nie ein Armer ungetröstet. Ihre Leute halten sie gut und zu allen wohlthätigen Anstalten geben sie namhafte Beiträge. Die Damen feilschen und handeln nicht um Waaren und Lohn, wie oft gerade die thun, welche den größten Luxus treiben — Du wirst auch Deine Arbeit nicht unter ihrem Werth bezahlt bekommen. In diesem Falle gilt sogar Apollonia bei anderen Damen für eine Verschwenderin, sie sagen, daß sie die Arbeiterinnen verdürbe, weil sie immer mehr als das Verlangte giebt — übrigens ist sie dennoch tonangebend. Viele möchten ihr gern Alles nachthun und da kannst Du schnell in die beste Kundschaft kommen, wenn Dir sonst daran gelegen."

„O das ist herrlich!“ sagte Elise vergnügt; „es ist so angenehm zu arbeiten und zu verdienen!“ — aber nach wenig Augenblicken, da Charlotte schwieg, fiel sie dieser um den Hals und sagte, als habe sie ein Unrecht abzubitten: „O liebes Pathchen, denke ja nicht, daß ich nicht am liebsten für Dich arbeite; Du kommst allemal zuerst daran, ich weiß auch, daß Deine Großmuth für mich unerschöpflich ist — aber je mehr ich selbst verdiene, je weniger entziehe ich Anderen dieselbe Großmuth — aber am meisten freue ich mich, wenn ich's nach Friedrichsthal schreiben kann, wovon ich lebe — dann erheben sie um so weniger Einsprache dagegen, daß ich hier bleibe.“

„Und willst Du denn wirklich gern bei mir bleiben?“ fragte Charlotte, die Umarmung sanft erwiedernd.

„So lange Du mich nicht fortschickst!“ rief Elise.

„Du hast kein Heimweh mehr? Hättest Dein Friedrichsthal und Alles von dort so bald vergessen?“ fragte Jene bedenklich mit prüfenden Blicken.

„Heimweh nach den Bergen, den Ruinen, dem stillen Plätzchen im Walde, das ich Dir zeigte — wo ich Dich zuerst sah und noch nicht wagte Dich Du zu nennen, wie ich's jetzt darf — solches Heimweh hab' ich zuweilen — eine stille Sehnsucht, da hinauf zu eilen,“ sagte Elise sinnend, „aber ich hatte sie in Friedrichsthal

selbst oft, ohne daß ich sie befriedigen konnte, wenn mich die arme blinde Großmutter nicht aus dem Hause ließ — aber wenn sonst meine Heimath bei ihr war, so ist sie jetzt bei Dir und ich darf es sagen, daß diese traulicher ist als jene — mit Menschen hab' ich in Friedrichsthal wenig verkehrt und die wenigen sind mir in der letzten Zeit ja so begegnet, daß ich mich nur fürchten kann, sie wiederzusehen. Ach, liebe Pathe, da wir einmal davon sprechen — ich weiß es gewiß, daß mich die Großmutter im halbbewußten Todeskampfe nur deshalb mit dem Apotheker verlobte, weil sie meinte, ich stehe nun allein im Leben und sie wollte mir aus Fürsorge in diesem Mann eine Stütze geben — — aber nun ich eine viel edlere Stütze in Dir gefunden, in viel schönerer Hut bei Dir bin, nun wäre ihr Wunsch erfüllt und ihre Sorge hinweggenommen. Ach, liebe Pathe, wenn Sterbende noch eine letzte Anordnung treffen, darf man denn da nur an die zitternd gestammelten Worte denken, muß man nicht vielmehr ihren Sinn erwägen und beherzigen? Ich kannte die Großmutter, ich weiß, wie sie es gemeint hat! Nie zuvor als nur in ihrem letzten Augenblick hat sie diesem Apotheker Müller bei mir das Wort geredet! Ach ich muß es einmal sagen, was mir zuweilen immer wieder wie ein drückender Alp auf das Herz sinkt — daß dieser Mensch an mich schreibt, daß ich ihm

wieder schreiben soll — daß nicht nur er und mein Vormund, daß sogar Du und Christine das Wort Braut mir gegenüber aussprechen — das klingt mir wie eine Blasphemie, die ich nicht mehr ertragen kann! Und nun will er gar kommen, wie er heute schreibt. Acht Wochen sind vergangen seit jener schrecklichen Todes- und Verlobungsstunde und ich schaudere vor ihm, wie in jenem Augenblick — sechs Wochen bin ich bei Dir — und wenn ich's auch versuchte, mir den Gedanken an jenen Mann erträglicher zu machen: es ist vergeblich gewesen. Unmöglich ist's, daß ich ihm angehöre — wenn er kommt, muß er das hören — oder besser noch, ich schreibe es ihm, ehe er kommt und dann bleibt er hoffentlich außen — o wenn ich auch mit allem Nachdenken und Ueberlegen noch nicht herausgebracht habe, wie ich mich diesem unklaren Zustand entziehe — das weiß ich aber gewiß, daß er enden muß — denn etwas, das wie eine Unwahrheit, eine Lüge aussieht, kann ich nicht ertragen, lieber will ich offen sagen, daß ich selbst eher sterbe, als mich in den Willen einer Sterbenden füge, die im Todeskampfe irrend Unmögliches oder Unwürdiges von mir verlangte."

Charlotte sah das erregte Mädchen staunend an und dachte: das ist wenigstens deutlich gesprochen. Absichtlich hatte sie selbst bisher dies Thema nie mit ihr berührt — sie dachte, Elise möge sich selbst und allein darüber

klar werden, wo es sich um eine Lebensfrage handelte, bei der jeder fremde Einfluß nur Unheil stiften konnte. Ein stilles Zuwarten hatte sie für gerathen gehalten, glaubte sie für die jugendliche Elise selbst am angemessensten, die in einem Alter stand, von dem Charlotte sagte, daß die meisten Mädchen in ihm nicht wüßten, was sie wollten, wie vielmehr nicht ein solches, mit einem so reinen kindlichen Gemüth und in den beschränktesten Lebensverhältnissen ohne Kenntniß des Lebens und der Menschen aufgewachsen. Aber in diesem Stillleben entwickelte sich, wie in einer lange von einfarbig grüner Hülle umschlossenen Blüthe, ein um so tieferes Innenleben, als die Außenwelt sich nicht eindrängte, es zu verflüchtigen, vor der Zeit ihm den zarten Duft zu rauben, die tiefe Fülle der Farbe wie der Blätter zu beeinträchtigen. Bei all ihrer kindlichen Zartheit gehörte Elise nicht zu den Naturen, die stille zuwarten, was ein kleiner Zufall oder ein großes Geschick über sie bestimmen werde — sie fühlte jetzt gerade, daß sie den Muth hatte, über sich selbst zu entscheiden — fühlte, daß sie Alles eher ertragen könne, als eine Ungewißheit, die gerade von ihrer Seite selbst eine Unwahrheit in sich schloß: den ihr als Bräutigam Aufgedrungenen mit einer Hoffnung hinzuhalten, die zu erfüllen sie sich unfähig fühlte. Charlotte hatte sie bisher nach sich selbst beurtheilt — sie war in

ihrer Jugend nicht so im Innern selbstständig und fest gewesen — gerade das resolute Wesen, das sie jetzt charakterisirte, war bei ihr erst ein Produkt der Erfahrung, des Kampfes mit dem Leben. Sie sah darum jetzt Elisen beinahe staunend an und um ihre Kraft und Entschlossenheit zu prüfen, sagte sie:

„Kleines Ding! Du hast mehr Muth und Ueberlegung, als ich Dir zugetraut! Aber was Du jetzt gegen mich so keck als vertraulich aussprachst — wird es auch Stand halten Deinem Vormund, dem Herrn Pastor gegenüber und dem Andringen eines Mannes, der Dir sonst nicht zuwider war und doch immer von aufrichtiger Neigung für Dich durchdrungen sein Glück nur in das Deinige setzt?"

„Das beklage ich eben aufrichtig," sagte Elise, „und es macht mir trübe Stunden; aber ich kann mir nicht denken, daß Jemand meinetwegen unglücklich wird. Wenn er nur einmal weiß, daß ich nicht sein werden kann und mag, wird er sich schon nach einer Andern umsehen — Großmutter hat es ja immer gesagt, daß die Männer nicht beständig in ihren Neigungen sind — und Müller sieht gar nicht aus, als ob er über etwas unglücklich sein könnte — er kann sich ärgern — aber das übersteht sich bald, und eine Andere, die besser zu ihm paßt, kann ihn viel glücklicher machen. Aber ich gestehe

Dir auch, daß ich eben meine Erklärung lieber schriftlich abgeben möchte, als Aug' im Auge — nicht daß ich da wankend würde — aber in Angst und Scheu würde ich es verletzender thun als in einem Briefe, in dem ich mich schonend ausdrücken und doch Alles sagen kann, was denn einmal gesagt werden muß."

„Folge denn Deinem Herzen — und ganz was dies Dir eingiebt, schreibe dem Apotheker," sagte Charlotte, „das muß er von Dir selbst hören, jede fremde Einmischung würde eben so rücksichtslos als gehässig erscheinen — aber Du bist mir noch die Frage wegen des Vormundes zu beantworten schuldig — was Du ihm auch schreiben magst, er wird Dir mit Mißtrauen und Vorwürfen antworten, wird Dir Alles wiederholen, was man den Todten schuldig ist, welche Geltung besonders der letzte Wille Derer haben muß, die Mutterstelle vertrat." —

„Ich weiß das," sagte Elise; „aber ich kann diesen Vorwürfen entgegnen, ob wir denn auch, wenn ein Sterbender ein Vergehen von uns fordert, das er vielleicht selbst nicht für ein solches hält, dennoch gehalten sind, es zu begehen — und wenn er mit Nein antwortet, kann er mich nicht dazu verleiten, denn ich bin in diesem Falle — aber doch —," sie stockte und sah schüchtern zu Boden.

Charlotte kam ihr freundlich zu Hilfe: „Nun Du kannst immer ausreden, was Du sagen wolltest — aber doch wäre es Dir lieb, wenn ich auch mit an den Herrn Pastor schriebe; Du meinst, ich bin doch auch gleich ihm eine ältere verständige Person — stamme wie er noch aus dem vorigen Jahrhundert und kann ihm in meiner nüchtern verständigen Weise geeigneter Deinen Entschluß vortragen? Recht gern will ich das thun und ihm Alles sagen, was eine alte Person, die doch auch einmal jung gewesen, über eine junge zu sagen hat — aber natürlich kommst Du darum nicht ganz von dem Schreiben an ihn los."

„Das will ich auch nicht," sagte Elise und sich an sie schmiegend fügte sie hinzu: „Wie gut Du bist und Alles verstehst, was ich meine, Alles thust, was ich nur ahnend wünsche! — Wenn sie das in Friedrichsthal so recht wüßten und Dich ganz kennten, so müßten sie schnell begreifen, daß ich freiwillig nimmer wieder von Dir gehe!"

Charlotte sah das Mädchen gerührt an, das mit so liebevollen, leuchtenden Augen an ihr hing — wie viel Dank und Anerkennung sie auch fand, wie viele Freunde und Ergebene sie auch hatte, solche innige Blicke kindlicher Hingebung und Zärtlichkeit waren doch lange nicht den ihren begegnet — aber sie wollte sich nicht allzusehr erweichen lassen und sagte nach kurzer Pause lächelnd:

„Geh, geh, Kleine — wenn Du auch nicht schmeichelst und jetzt wirklich denkst, wie Du sprichst — das kann gar bald anders werden — solch' ein Grund, lieber bei einer alten Jungfer ihr zu Lieb' auch eine zu werden als zu heirathen, ist kein Grund, den man als vernünftig gelten lassen kann und der auch niemals aufgeworfen wird, wenn sich Herzen wirklich gefunden und gewählt haben — laß den Vorwand lieber beiseite, er möchte sich nicht bewähren und Du selbst ihn einmal Lügen strafen. Dein erster Grund ist viel vernünftiger, lassen wir es dabei."

Dabei blieb es denn auch. Noch derselbe Abend sah diese Beiden mit Briefschreiben beschäftigt. Charlotte sah dabei sehr bedächtig und überlegend aus, Elise aufgeregt, die Augen von Thränen und die Wangen von unverstandenen Empfindungen geröthet.

Nachdem in diesem Sinne die Briefe geschrieben und am andern Morgen auch fortgeschickt waren, athmete Elise erleichtert auf. Sah sie auch mit einigem Bangen einer Antwort entgegen, so war sie doch entschieden, nicht wieder zurückzunehmen, was sie einmal gesagt und hatte die beruhigende Empfindung, die mit jeder entschlossenen Handlung verknüpft ist.

In den folgenden Tagen fing es an lebendig im Hause zu werden. Die Ferien gingen mit der Woche zu Ende und die Studenten kamen zurück. Ein wenig neu=

gierig hörten sie, daß eine junge Dame im Hause angekommen, aber sie sagten sich auch schon selbst, daß sie unter der Obhut von Fräulein Knößel für Alle unnah-, vielleicht unsichtbar sein werde und beschlossen im voraus, um nicht irgend einer allzukühnen Zurechtweisung derselben sich auszusetzen, lieber zu thun, als ob das hübsche Mädchen im Hause gar nicht existire und bei zufälligem Begegnen sie wie jede fremde Dame artig zu grüßen, aber sonst weiter keine Notiz von ihr zu nehmen. Das ward bald zum Bundesbeschluß der ganzen Verbindung Teutonia erhoben.

Es war gut so, denn Fräulein Knößel, die weder Elisen noch den Studenten irgend einen Wink als Verhaltungsregel über das beiderseitige Verhältniß gegeben, lauerte wie ein Argus und war jeden Augenblick bereit, mit ihrer ganzen bekannten Energie hervorzutreten, wenn es ihr nöthig scheinen sollte.

Auch Alfred Merzien war zurückgekehrt. Er sah blässer aus wie sonst, am linken Arm hatte er sich eine steife Haltung angewöhnt, es war noch nicht lange, daß er ihn ohne Binde tragen konnte. Charlotte machte ihm ein finsteres Gesicht, weil sie sah, wie sehr das Seine sich aufheiterte, als er vernahm, daß Latour abgereist sei und in weiter Ferne eine bindende Stellung erhalten habe — denn sie sah recht gut, daß Merziens Freude mehr dem

Fortgange des Franzosen als dessen neuem, vielleicht vortheilhaftem Berufe galt. Sie selbst hatte ihn so ungern scheiden sehen.

Als die rückgekehrten Hausgenossen bis auf diesen wieder vollzählig waren, beschlossen sie die neue Vereinigung wie gewöhnlich mit einem solennen „Satz“ zu feiern und zwar im Hause selbst. Schon um vier Uhr Nachmittags kam die ganze Verbindung zusammen. Zwei Studenten, die in der zweiten Etage nebeneinander mit einer Verbindungsthür die größten Zimmer inne hatten, versammelten in diesen die Gesellschaft. Sie war von der heitersten, harmlosesten Art. Das Bier war gleich in einem ganzen Fäßchen angeschroten worden, die Pfeifen dampften sichtbar durch die offenen Fenster und frohe, kräftige Melodieen tönten dem ungeachtet gleichzeitig mit hinaus, zuweilen muntere Rede dazwischen, Gelächter, Smollis- und Bravorufen und dröhnender Becherklang.

Elise, obwohl sie den Lärm eine Etage tiefer durch die Decke, die Fenster oder die Treppe herab vernahm, hatte so Etwas noch nie gehört, es ward ihr fast etwas unheimlich und sie schlich sich aus ihrem Stübchen in das der Pathe hinüber, um da ihre Verwunderung auszusprechen über so lautes Treiben.

Da rief Merzien die Treppe hinab: „Schnell, Christiane! kaltes Wasser! ich habe mich gestoßen.“

Christiane war nicht da — Elise bedachte sich nicht lange — wenn es ihr auch ein für allemal untersagt war, sich nicht an die Stelle des Dienstmädchens zu setzen und was von jener verlangt ward selbst zu thun, so war das doch etwas Anderes, wenn eine Handreichung als Hilfe bei einer augenblicklichen Verletzung schnell nöthig war — da folgte sie der einfachen Menschenpflicht und der sorgenden Weiblichkeit, die immer Wunden stillen und heilen will, gleichviel wem sie geschlagen — so eilte sie mit einer Schale kalten Wassers schnell auf Merzien zu und bot es ihm. —

„O Sie sind allzugütig," sagte er fast verlegen; „ich rief das Dienstmädchen — Sie sollten sich nicht bemühen."

„Sie ist ausgegangen," — sagte Elise — „wo haben Sie sich verletzt?" fragte sie schnell weiter, an das Nöthigste denkend und um keine unnützen Worte zu machen. „Mein Gott, Sie bluten ja am Schlaf!" rief sie erschrocken.

„Ich bin selbst schuld," sagte er und netzte die Stelle mit Wasser, „ich sah nicht, daß Einer einen Stuhl über den andern hob und rannte wider das Stuhlbein."

„So geht es nicht, das hilft nichts!" sagte Elise zu seinen nutzlosen Bemühungen Wasser mit der Hand auf die Stelle zu tropfen; sie tauchte ihr Taschentuch ein,

sprang ein paar Stufen höher, als er stand, sagte: „Nun bücken Sie sich!“ und verband ihm kunstgerecht Stirn und Schlaf.

Er sprach höflich dankende Worte; bat wiederholt um Verzeihung, daß er irrthümlich sie bemüht; sie hörte nicht, was er sprach und knüpfte den letzten Knoten mit zitternden Händen, denn unten hörte sie eine bekannte Stimme sagen:

„Ich hörte Elisen sagen!“

Und jetzt sagte eine andere gleich bekannte: „Wahrhaftig — da ist sie! — also so geht es hier zu!“

Im nächsten Augenblicke standen der Pastor Langenberg und der Apotheker Müller vor Elisen.

V.

Ein Begegnen.

„O Herz, Wolken,
Von Sorgen schwül,
Welkend, verschmachtend
Im Stadtgewühl!“
August Schnezler.

Hermine gehörte zu jenen subjectiv-willkürlichen Naturen, die eben so schnell, wie sie Anderes, Neues ergreifen, desselben auch überdrüssig werden und es als ein Altes beiseite werfen. Stets bereit, sich aus einer Situation in die andere zu stürzen, ward ihr eine jede bei längerer Dauer unerträglich. Sie hatte sich auf der „Sirene“ erkältet und war krank geworden, das war sehr natürlich, aber sie wollte auch krank sein, fand es am bequemsten für sich, am interessantesten für Andere, sie entging lästigen Fragen von Fremden und noch lästigeren Vorwürfen ihres Gatten. Aber das Krankenbett war doch nur für eine Zeit lang bequem, auf die Dauer ward

es langweilig, endlich unerträglich — da beeilte sich Hermine wieder gesund zu werden. Der Wille vermag so viel über die Nerven, was auch die Kraft- und Stofftitanen der Gegenwart sagen mögen — nervöse Frauennaturen werden sich nie in jene graue Theorie vom neuesten Datum passen lassen. Aber Wochen waren doch so in einsamer Zurückgezogenheit vergangen. Der Hofrath war nicht unzufrieden damit, es herrschte eine gewisse Ruhe im Hause, die ihm gerade in den Ferien wohlthat. Er hatte nicht nöthig, seine Gemahlin in Gesellschaften zu begleiten, die ihm nicht immer zusagten, und eben so wenig in von ihr daheim veranstalteten den aufmerksamen Wirth zu machen. Unbehinderter als sonst konnte er seinen Studien leben. War es ihm jetzt auch klar geworden, daß seine Frau in ihrem Verkehr mit Männern doch das Maaß erlaubter Freiheit überschritt, so fühlte er sich doch zu sehr von ihr beherrscht, um sie durch Vorstellungen oder andere, ernstere Maaßregeln zu beschränken, er haßte jeden Auftritt und konnte ihr Nichts abschlagen — so erschien ihm doch die Zeit dieser Krankheit wie ein Waffenstillstand mit der Welt, geeignet, alle die über sie auftauchenden Gerüchte, von denen ihm auch nur der geringste Theil zu Ohren kam, zu vermindern und auch die geschwätzigste Fama dadurch zum Schweigen zu bringen, daß es ihr am neuen Stoffe fehlte. Erwin war der Ein-

zige, vor dem er in anspielenden Fragen seine eifersüchtigen Bedenken nicht verbarg und den er zum stillen Bundesgenossen suchte — aber Erwin fand in jeder Ehe die Einmischung eines Dritten als Unrecht und Entweihung und konnte nicht anders als durch sein Zurückziehen antworten. Natürlich kam es auch dem Hofrath sehr gelegen, daß der Franzose und Mildenau, die er doch den hauptsächlichsten Anbetern seiner Frau zuzählen konnte, für immer abgereist waren, letzterer hatte sich nur mit einer Karte, ersterer aber persönlich bei ihm empfohlen, und als die Studenten in die Ferien gereist waren — so war schnell Alles, was bedenklich erscheinen konnte, abgebrochen, und er brauchte sich nicht erst die Mühe zu nehmen, seiner Gemahlin ernstliche Vorstellungen zu machen, auch nach dieser Seite hin die allzugroße Ungezwungenheit ihres Betragens zu mindern.

Einen kleinen Trost, wenigstens den geschmeichelter Eitelkeit, fand Hermine in einem Briefe Mildenau's, den sie endlich nach ein paar Wochen aus Berlin datirt empfing und der wieder mit einem Bändchen Gedichte und einem an sie gerichteten, Liebe und Entsagung athmenden Sonettenkranz begleitet war.

Jetzt, wo Furcht vor einem beleidigten Gatten und noch mehr vor einer öffentlichen Beschämung ihn fortgetrieben, fand es Mildenau am geeignetsten, die Rolle des

unglücklich Liebenden zu spielen, der durch einen Augenblick der Gefahr zum Bewußtsein seines Unrechts aufgeschreckt, sich auch nur in demselben Augenblick die Kraft zutraut, die holde Gefahr zu fliehen und für immer von der Geliebten zu scheiden. In diesem Sinne schrieb er Herminen nach langem Zögern, daß er mit Krankheit und Verzweiflung entschuldigte und es für sie unklar ließ, ob selbst diese Krankheit die Folge eines Duells — ihretwegen — gewesen, oder doch der mühsam niedergehaltenen, aber nicht gedämpften Leidenschaft. Sein Brief athmete diese unterdrückte Gluth und schürte die ihrige zu neuer Flamme an. Sie war entschlossen, ihm wieder zu schreiben, ihn wieder zu sehen — war es hier unmöglich geworden, so hoffte sie doch einmal einen Vorwand zu einer Reise zu finden, die ihn mit ihr zusammenführen mußte.

Es war eine wunderliche Ironie der Verhältnisse wie ihrer eignen Leidenschaft, daß sie, von dieser verblendet, sich von Mildenau durch dieselben Vorspiegelungen täuschen ließ, mit denen sie selbst versucht hatte Merzien abzufertigen. Erst wie sie seiner Huldigungen überdrüssig geworden, hatte sie durch Erinnerungen an ihre Gattinpflicht ihn zurückzuhalten versucht und von einem erwachten Gewissen gesprochen, daß sie doch Mildenau gegenüber nie beobachtet hatte und dessen leise Mahnungen sie noch immer durch die lauter lockenden Stimmen der Leidenschaft über-

täubt hatte. Wie geübt sie auch selbst in solchen Sophismen war — ihre Eitelkeit erlaubte ihr nicht, auch nur im Entferntesten daran zu denken, daß Mildenau's reuige, bußfertige Sprache nur die einer bequemen Heuchelei war, die mit der Leidenschaft kokettirte, welche zu empfinden ihr Träger viel zu blasirt war. Aber Hermine war stolz und eitel, und indeß sie selbst die Männer zu ihren Spielbällen machte, hielt sie es gar nicht für möglich, das ihr selbst einmal das Gleiche von einem Mann geschehen könne. Ihre Phantasie war immer geschäftig genug, sich einzureden, was ihrer Eitelkeit am gemäßesten war und Alles, was in solchen Fällen geschehen mochte, zu ihrem eignen Vortheil auszulegen; wo dies nicht mehr möglich war, ließ sie aus verletzter Selbstsucht bittern Haß hervorgehen.

In ihr Verhältniß zu Apollonien kam eine gewisse Kälte, die Hermine doch hinwegheucheln wollte und sich darum stellte sie nicht zu bemerken. Sie fühlte jetzt Mißgunst und Neid gegen sie im Herzen und zählte im Stillen auf einen Augenblick, es Apollonien fühlen zu lassen, daß es gefährlich sei, ihre Freundschaft zu verschmähen.

Ihr erster Ausflug im Wagen aus der Stadt war aber doch zu ihr gewesen und Apollonia hatte sie mit der frühern Freundlichkeit, wenn auch nicht mit der warmen Herzlichkeit von Einst empfangen. Es waren noch andere Personen zugegen gewesen, und um so weniger hatte sich

Gelegenheit gefunden, eine Veränderung im gegenseitigen Betragen zu zeigen.

Jetzt, an einem schönen Herbstnachmittag, bei einer Wiederholung dieses Besuches, geschah es, daß sie beide allein an der geöffneten Thür des Gartensalons saßen. Um nicht Persönliches zu berühren, sprachen sie von den „Rittern vom Geist," die Hermine als Reconvalescentin endlich zu lesen Zeit gefunden. Sie wollten sich eben über die vielangefochtenen Frauencharaktere des Buches streiten, über die, vielleicht eines getroffenen Spiegelbildes willen, Hermine entrüsteter war, als Apollonia, die mit einem Seufzer bekannte, daß sie Frauen wie Pauline von Harder, Helene d'Azimout und Melanie nur zu wahr fände — denn in Herminen hatte sie Etwas kennen gelernt, das an alle Drei zugleich erinnerte — als ein junges Mädchen schüchtern durch die Gartenthür trat, in dessen ganzer Erscheinung so viel Unschuld und Einfachheit lag, daß es war, als käme sie eben jetzt, um dadurch allein einen feierlichen Protest einzulegen gegen alle jene Frauenbilder voll Verschrobenheit und Unnatur, mit denen Romane und Salons gleichzeitig überfüllt sich zeigen.

Es war Elise Sernau.

„Das wird die kleine Stickerin sein," sagte Apollonia zu Herminen, „die erst seit Kurzem hier bei Fräulein Knößel ist und gern Arbeit wünschte. Ich habe ihr ver-

suchsweise welche gegeben und bin nun neugierig auf das Resultat. Wir unterstützen ja immer gern junge Talente und Du liebst es in die Mode zu bringen, was Dir gefällt — wir können uns auch diesmal in die Ehre theilen!“ Wie ungezwungen Apollonia auch sprach, sie ward doch roth, weil sie an Armand dachte und den damaligen Brief von Herminen über ihn.

Diese lachte und sagte heiter: „Du hast Recht! warum nicht auch einmal ein Fräulein statt ein Männlein — wir haben dabei um so weniger für unser Renommée zu fürchten.“

Elise war indeß schüchtern näher gekommen und Apollonia stand endlich auf, ihr vornehm näher winkend.

Elise war von dem weitem Weg, den sie eilend gegangen, erhitzt und in einer gewissen ängstlichen Spannung, ob ihre Arbeit auch der eleganten Modedame genügen möge. Von der Schönheit der sie umgebenden Natur gelockt, hatte sie mit ihrem dafür empfänglichen Sinn alle ihre Empfindungen an sie hingegeben und erst jetzt, als sie vor dem prächtigen Landhause stand und das eiserne Pförtchen in dem großen goldglänzenden Thor öffnete, überfiel sie all die kindliche Schüchternheit eines jugendlichen Wesens, das sich bisher nur in kleinen Verhältnissen bewegte und bei aller angeborenen Demuth doch ein Gefühl freier Selbstständigkeit in sich trägt, das nur

gesellschaftliche, aber keine menschlichen Unterschiede anerkennt. Der Prunk, von dem sie auch hier Apollonien wieder umgeben fand, der ausgesuchte Luxus der Einrichtung, von dem sie bisher kaum eine Idee gehabt, machte sie staunen, aber mehr noch störte sie die Gegenwart der fremden Dame, die ungenirt durch ihre Lorgnette sie lächelnd und scharf wie ein lebloses Bild betrachtete.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe," begann Elise einfach, „ich wollte Ihnen nur die Probearbeit bringen."

Apollonia nahm ihr das kleine Päckchen ab und schob ihr ein Tabouret hin: „ruhen Sie aus, Sie werden müde sein," sagte sie freundlich; „es ist ein weiter Spaziergang hier heraus."

Elise nahm Platz, versicherte aber, daß ihr der angenehme Weg durchaus nicht weit geworden und daß sie mit Vergnügen noch weiter ginge. Es sei so reizend hier, wie sie es seit ihrem Weggang aus der Heimath noch nirgend gefunden; und sie blickte dabei sehnsüchtig bewundernd nach den nahen Parkanlagen.

„Es sind dort einige hübsche Partieen," bemerkte Apollonia diesen Blicken folgend, „ob Sie heut oder zu andern Malen sich darin umsehen wollen — Sie werden sich jederzeit darin ungestört ergehen können."

„O Sie sind sehr gütig," sagte Elise mit dankbarem Lächeln, „ich werde sogleich von dieser Erlaubniß Gebrauch machen;" und sie stand auf. —

„Bitte," sagte Apollonia freundlich, „dazu haben Sie noch Zeit; es thut mir leid, daß ich Sie heute nicht selbst dahin begleiten kann — aber vielleicht geht es Ihnen auch wie mir — Sie genießen die Natur lieber allein als in fremder Begleitung und werden meine Gesellschaft nicht vermissen."

Elise sah froh überrascht auf — es klang für sie ein verwandter Ton aus dieser Anschauung und zugleich that es ihr wohl, daß die junge Dame mit den stolzen Manieren dadurch doch etwas mehr Achtung für sie an den Tag legte, als es vorher geschehen. Aber Apollonia ließ ihr jetzt nicht lange Zeit darüber nachzudenken — sie ergoß sich in freundlichen Lobeserhebungen der Stickerei, die auch Hermine mit einem wiederholten, herablassenden „superbe!" anerkannte, und schellte dann einem Diener, eine Erfrischung für Elisen zu bringen.

Aber dann plauderte Hermine mit Apollonien von tausend Elisen fernliegenden Dingen, ohne weiter von deren Anwesenheit Notiz zu nehmen, und so erhob sie sich bald, um, wie sie sagte, noch Zeit genug zu haben, ehe es dunkel würde, sich im Park umzusehen und heim zukommen.

Apollonia sprach noch einmal ihre Zufriedenheit mit ihrer Arbeit aus und dann war sie entlassen.

Als Elise allein war, mußte sie sich selbst sagen, daß sie wohl mehr Freundlichkeit erfahren, als sonst eine Arbeiterin, auch mehr, als worauf sie gerechnet, und doch empfand sie Etwas wie Druck in ihrem Innern, besonders wenn sie an die Hofräthin dachte, die nicht die geringste Notiz von ihr genommen. Sie war ihr nicht genannt worden, aber sie wußte es, es war Erwin Falkenthals Tante. Sie kannte sie von Ansehen, weil Fräulein Knößel sie ihr gezeigt, als sie durch die Straßen fuhr, und sie kannte auch die Equipage, die draußen hielt. An welch' andere Behandlung war sie in Friedrichsthal von der Schwägerin der Hofräthin, der Pastorin Falkenthal gewöhnt! Und doch, das würde ja nun wohl auch anders sein. Und wer weiß, war nicht gar etwas Absichtliches in diesem Betragen der Hofräthin, wenn diese ihren Namen gehört und Pastor Langenberg sie vielleicht bei ihr verleumdet hatte, vielleicht auch bei Erwin Falkenthal! Sie seufzte bei diesem letzten Gedanken und ging mit unruhigen Schritten durch den Park. Die jüngst vergangenen Tage mit ihren peinlichen Auftritten standen wieder vor ihrer Seele und sie wußte nicht, ob das Gefühl einer errungenen Freiheit, in welchem sie seitdem fröhlich aufgeathmet, ihr nicht schon bittere Früchte trug.

Ihr aufgedrungener Bräutigam, der Apotheker Müller und ihr Vormund waren von Friedrichsthal abgereist gewesen, eh' ihr Brief dort angelangt. In ihm hatte sie Alles gesagt, was sie empfand, was zu sagen war, und verbunden mit dem gleich erklärenden und fürsprechenden Schreiben ihrer Pathe hoffte sie davon nur das Beste für sich und ihre Zukunft, d. h. die friedliche Lösung eines ihr widerwärtigen Verhältnisses. Nun war dieser Brief ganz umsonst geschrieben, da die Adressaten ihm zuvor kamen und in ihrer Bestürzung darüber wußte sie lange nicht, wie sie sich ihnen gegenüber zurechtfinden sollte. Um so weniger, als die Situation, in der man sie fand, so sehr gegen sie sprach und sie erst durch des Apothekers hämische Vorwürfe und des Pastors salbungsreiche Worte der Mahnung und Wehmuth zu dem Bewußtsein kam, welche unwürdige Deutung ihr einfacher Samariterdienst fand. Zugleich empfand sie doch, daß sie Etwas gethan, was, so einfach und natürlich, ja durch den Augenblick geboten es auch war, doch gegen die Haussitte und das eigne Gebot der Pathe lief, dem gemäß sie jede Annäherung an die akademischen Hausgenossen immer vermieden hatte und nie, auch mit der geringsten Kleinigkeit nicht, ihnen gegenüber Christianens Amt vertreten hatte. Zum erstenmal hatte sie dies Gebot verletzt, weil das höhere der helfenden Weiblichkeit darüber entschied — und

gerade in diesem Augenblick mußten die beiden gefürchteten Landsleute kommen, die sich Rechte über sie anmaßten, welche sie selbst niemals sanctionirt und kraft dieser ein Verdammungsurtheil aussprachen, nicht nur über sie selbst, sondern über Fräulein Knößel und das Haus, dem sie anvertraut war! — Eben diese Ungerechtigkeit aber auch war es, die ihr all' ihren Muth wiedergab. Sie fand damit Kraft, trotz all' ihrer Bescheidenheit und Schüchternheit den beiden Männern mit einer weiblichen Würde entgegenzutreten, die sie weder sonst an ihr gekannt, noch bei ihrer unerfahrenen Jugend für möglich gehalten hatten.

Die Männer waren gekommen, sie nach Friedrichsthal abzuholen und nun glaubten sie einen doppelten Beweggrund dazu gefunden zu haben. Allein Elise erklärte dem Apotheker noch einmal und wie sie sagte, zum letztenmal entschieden, daß er kein Recht an sie habe, daß sie nie einwilligen werde, die Seine zu heißen und daß die Zeiten des Zwanges für solche Bündnisse vorüber wären. Sie wolle ledig bleiben und die schönste Aufgabe ihres Lebens darin finden, der edlen Freundin ihrer Mutter, die ihr die beste Schützerin und Trösterin geworden, ihre Tage zu erheitern, ihr zu dienen und sie zu pflegen, wie sie und das Schicksal es ihr vergönnen würden.

Die Einwände des Vormundes, der immer wieder

an die Heiligkeit des Willens einer Sterbenden erinnerte, waren nicht so leicht zurückgewiesen und überwunden. Im Grunde aber war er selbst verlegen, was aus Elisen werden sollte, wenn er sie mit sich und in sein Haus nahm und doch sie dahin nicht bringen konnte, dem verschmähten Bräutigam zur Kirche zu folgen. Denn die Gefühle, die sie jetzt aussprach und die Haltung, mit der sie es that, waren denn doch mehr als kindischer Trotz und stammten aus einer tiefern Quelle, als der mädchenhaften Eigensinnes. Charlotte errieth die Gedanken des Geistlichen und bot ihm versöhnlich die Hand.

„Ich kann es getrost darauf ankommen lassen," sagte sie, „daß Sie in der ganzen Stadt fragen, ob unter meiner Obhut ein junges Mädchen gut aufgehoben ist oder nicht — Sie werden nur eine Stimme darüber hören, die mit einem fröhlichen „ja, ja!" antwortet. Ich bin in Ehren alt geworden und denke, das soll sich auf die weiter erstrecken, die mir anvertraut worden, zuerst von ihrer Mutter, dann von sich selbst und nun vom Schicksal, vielleicht lassen Sie mich auch sagen: von Ihnen, Herr Pastor. Wir wollen uns um das Mädchen nicht streiten, sondern lieber zusehen, wie wir vereint zu ihrem Wohle wirken. Fragen Sie immerhin nach mir und hören Sie Jemand in der Stadt, die ich in fünfzig Jahren so selten

verlassen und wo ich immer den Leuten im Gedächtniß geblieben bin, etwas Schlimmeres von mir sagen, als daß ich eine alte Jungfer bin mit einigen drolligen Gewohnheiten, ohne die sich die Leute nun einmal diesen Stand durchaus nicht denken können, so will ich Ihnen Elisen nicht weigern und Sie mögen als Vormund ihr Recht gebrauchen und sie zwingen mein Haus zu verlassen. Dann haben Sie dies — aber jenes, sie zu einer Heirath zu zwingen, haben Sie nimmer, und da Niemand Ihnen sagen wird, es sei bedenklich, mir ein junges Mädchen anzuvertrauen, so ist es am besten, Sie lassen sie bei mir — und weil wir in dem einen speciellen Punkt nicht im Stande sind, den Willen der Verstorbenen zu erfüllen, so lassen wir dies uns in jedem andern, wo wir es vor Gott und unserm Gewissen verantworten können, doppelt angelegen sein. Darum müssen wir Frieden mit einander schließen und weil wir beide nur dasselbe wollen: das Mädchen gut und fromm bleiben und glücklich sehen, so dürfen wir bei dem gemeinsamen Ziel einander nicht feindlich gegenüberstehen. Elise bleibt bei mir — die täglichen Bedürfnisse bezahlt sie mir durch ihre Gegenwart, was darüber hinausgeht, verdient sie mit der Nadel — indeß verwalten Sie ihr kleines Erbe, daß es wächst, und wenn ich einmal todt bin, so wird es sich ja zeigen, ob von dem Meinen auch Etwas für sie übrig bleibt — und wenn es

der Himmel nicht anders über sie verfügt, kann sie dann so sorglos und bescheiden fortleben wie jetzt."

Solche verständige Redeweise hatte endlich doch auch den Pastor Langenberg überwunden. Das Mißtrauen ging in Vertrauen über. Er hatte dann noch eine lange Unterredung mit dem alten Fräulein, bei der Elise nicht zugegen sein durfte und deren Inhalt sie nicht erfuhr. Aber sie zerbrach sich den Kopf darüber nicht, sondern war froh und glücklich, weil sie endlich doch ihre Freiheit gesichert sah und bei ihrer lieben Pathe bleiben durfte.

Der Pastor war nicht ganz zwei Tage hier geblieben, aber er hatte doch die ihm verwandten Falkenthals mit besucht — das wußte Elise, und erst jetzt fiel es ihr schwer auf's Herz, daß er diesen doch wohl eine ungünstige Schilderung von seiner Mündel könne gemacht haben, weil die Hofräthin sie gar so geringschätzend behandelt. Das unerfahrene Kind dachte nicht daran, daß Hermine viel zu beweglich und unruhig war, sich auf eine Unterhaltung mit dem ihr langweiligen, kleinstädtischen Pastor einzulassen oder sich doch nur im Geringsten zu merken, was er erzählte — und daß es nur ihre Art wie die der meisten eleganten Damen war, ein Mädchen, das sich als eine Stickerin bekundete, wie ein untergeordnetes Geschöpf zu betrachten, von dem man keine Notiz zu nehmen brauchte.

Elise wußte nicht, ob sie sich jetzt mehr in ihrer Stellung gedemüthigt oder in ihrem Ruf beunruhigt fühlen sollte und so ging sie niedergeschlagen durch den schönen Park. Der Herbst begann das Laub in Gold und Purpur zu färben und wehete spielend bunte Blätter auf die Sandwege hinab, auf denen sie schon zu sehr überhand genommen, um noch wie früher hinweggerecht zu werden. Elisens kleine Füße und selbst ihr Kleid raschelten darin — es war fast der einzige Laut, der sich hören ließ. Denn sonst war Alles still — die Stille des Feierabends, auch desjenigen der Natur. Aber da tönte doch ein leises Plätschern. Es kam von einem kleinen Teich, über den ein Brückchen mit vergoldetem Eisengeländer führte — sie ging dahin — und vergessen waren vor einer kindlichen Freude all' ihre ernsten Gedanken von vorhin. Sie hatte bisher nur einzelne Goldfischchen in Glaskugeln gesehen und sich an dem Anblick mehr betrübt als ergötzt, weil sie immer an das langweilige Geschick der armen Thierchen dachte. Aber jetzt gewahrte sie unzählige derselben im freien Element sich lustig tummelnd. Schwimmende Wasserblumen blühten auf dem klaren Spiegel, die großen weißen Kelche aus den grünen breiten Blättern emporhebend, gewährten sie einen zauberhaften Anblick. Sie beugte sich über das Geländer hinab ihn ganz zu genießen, und nun ward es noch zauberhafter, denn nun

schwammen auch die weißen und rothen Rosen ihres eignen Antlitzes auf dem hellen Spiegel neben den Wasserblumen und der Rand ihres kleinen Strohhutes rahmte einen Engelskopf medaillonartig ein, wie man es wohl auf den Heiligenbildern alter Meister findet — und die Goldfischchen schwammen neckend herbei, als wollten sie die blühenden Lippen küssen — aber da schreckte sie plötzlich empor, denn die kleine Brücke bebte von männlichen Tritten.

Erwin Falkenthal und Leopold von Lastenau kamen des Weges. Sie kannte nur den ersten und erglühte bei seinem Gruß. Auch der Andere grüßte; sie bemerkte ihn kaum, noch weniger, mit welchem Feuer einer bewundernden Ueberraschung seine Augen auf ihr weilten; sie senkte die ihrigen, nicht vor ihm, sondern vor Erwins freundlichem Gruß und dann schlüpfte sie schnell vorüber und nach der andern Seite.

Aber all' ihre Sinnesorgane waren plötzlich in einer Aufregung, in welcher ihre feine Empfänglichkeit sich zu vervielfältigen schien. Sie sah nicht auf, aber doch hatte sie etwas bemerkt, wie als ob der Fremde sie anreden wollte und Erwin ihn davon zurückhielt, hatte gehört wie Jener fragte: „Wer ist der Engel?“ und Erwin antwortete: „Die Mündel eines Onkels von mir und Braut.“

Was er weiter sagte, hörte sie nicht, nur daß er das letzte Wort stark betonte; darum drang es auch zu ihr wie sie schon weiter aus einander waren — unwillig stampfte sie mit dem kleinen Fuße, um dadurch einen Ableiter zu finden für das innere Drängen, mit dem sie laut hätte schreien mögen: „Es ist nicht wahr!“

VI.

Gesang.

„Singe, wem Gesang gegeben."
Ludwig Uhland.

Es war ein stiller Nachmittag, an dem Elise im traulichen Zimmer ihrer Pathe saß und dieser mit ihrer hellen Glockenstimme zur Guitarre vorsang. Sie ahnte nicht, daß draußen an der Thür ein Lauscher stand, der andächtig ihren Tönen folgte — sonst hätte sie nicht so sicher und freudig, so nur ihren Gefühlen hingegeben gesungen; denn der Lauscher war Einer, der dergleichen zu beurtheilen verstand und vor dem sie unter allen Menschen die größte Scheu empfand. — Erwin war es, den ihre Töne da vor der Thür festgezaubert hatten und der im Stillen dem Himmel dankte, daß Niemand da war, nach seinem Begehr zu fragen oder ihn zu melden und

so um den Genuß zu bringen, dem er sich hingegeben und über den er Alles um sich vergaß — sogar, warum er gekommen. —

Eine solche Stimme, eine solche Sängerin existirte hier und er hatte nichts davon gewußt! Eine Solo-stimme, die würdig war, sich der Apolloniens an die Seite zu stellen, fehlte ihm noch immer zu seiner Sym-phonie-Ode, die er bald aufzuführen gedachte, wenn er nur erst eine Sängerin gefunden, die für diese Partie geeignet war, und dazu gehörte vor Allem neben einer wohllautenden Stimme diese Innigkeit des Gefühls und liebliche Natürlichkeit des Vortrags, die er so eben ver-nehmen mußte. War Elise diese Sängerin? fragte er sich selbst ungläubig und zweifelnd. Wie kam sie in der kleinen Stadt zu solcher Bildung ihres Talentes? viel-leicht war es eine Freundin, die sie oder Fräulein Knößel besuchte — wer es auch war, er mußte die Sängerin sehen und sprechen, nachdem er sie gehört und öffnete das Zimmer, als sie schwieg und, wie es schien, die Guitarre bei Seite legte.

Elise begrüßte ihn mit einem freudigen Erschrecken, das sie jedesmal durchzuckte und erglühen machte, sobald sie ihn sah — sie mußte also wohl die Sängerin gewesen sein, da weiter Niemand im Zimmer war. Aufrichtig, wie er immer war, sagte er gleich zu ihr: „Ich habe

draußen Ihrem Gesange gelauscht und wäre noch wer weiß wie lange stehen geblieben, wenn Sie ihn nicht beendet hätten — solch ein Talent, das Tausende entzücken kann, darf man nicht in ein stilles Zimmer vergraben — warum hatte ich nicht früher davon gewußt?"

Aus der Verwirrung, in die sein unerwarteter Eintritt wie sein Lob Elise versetzte, suchte sie sich durch die anmuthige, mädchenhafte Schalkheit zu retten, die ein wehrloses Mädchenherz so gern als Waffe gegen fremde wie eigne überwallende Empfindungen gebraucht, und so sagte sie lächelnd: „Ei Herr Falkenthal — Sie brachten mir ja selbst die Noten von daheim und meine Schuld ist es nicht allein, wenn Sie nicht gleich damals eine zweite Jenny Lind in mir entdeckten."

„Ich verdiene Ihren Vorwurf," entgegnete er, „und was Sie in holder Bescheidenheit scherzend sagen, nehme ich ernsthaft — Sie haben die reinste Stimme, die ich bei einer Dilettantin gehört und darum auch nicht bei der Sängerin der Guitarrenoten aus Friedrichsthal voraussetzen konnte — eine zweite Jenny Lind zu werden wird von Ihrem Willen und Ihren Studien abhängen — ich würde mich glücklich schätzen, Ihr Lehrer sein zu dürfen! — Fräulein Knößel," sagte er sich jetzt an diese wendend, „Sie zeigten mir Vertrauen, als Sie mich zu Ihrem Reisegefährten machten — zeigen Sie es mir

auch jetzt und geben Sie mir Ihre Fräulein Pathe zur Schülerin!"

Elise hatte aufgehört zu lächeln und sah verlegen zu Boden, weil aus dem Scherze Ernst werden wollte, die Pathe schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Darüber hätte wohl nur Elisens Vormund zu entscheiden. Ich glaube nicht, daß er es zugeben wird. Sich zur Künstlerin zu bilden, besitzt sie wohl in keiner Beziehung ausreichende Mittel und zu ihrem eignen und etwa meinem Zeitvertreib reichen ihre jetzigen Leistungen aus."

Erwin fiel ihr ins Wort: „Aber selbst angenommen, daß Sie Recht haben, daß Sie selbst und Fräulein Sernau sich mit dem Erreichten begnügen und daß Sie nicht Neigung und Trieb zu einer Künstlerlaufbahn haben, auf die man Niemand drängen darf, der nicht aus eigner Begeisterung sich dahin getrieben fühlt, weil der Schwierigkeiten und Vorurtheile doch immer sehr viele zu überwinden sind — so liegt zwischen diesen beiden Extremen doch noch immer eine sehr breite Mittelstraße, auf der ein sehr großes Publikum wandelt, das Ansprüche an Alle macht, die sich in seiner Mitte befinden. Ich meine, es ist Pflicht, jedes Talent auszubilden, das man so glücklich ist zu besitzen — es ist ein Unrecht, das zu unterlassen, wenn sich die Gelegenheit dazu findet."

Elise hing mit ihren Blicken aufhorchend an dem Sprecher, dann senkte sie dieselben zu Boden und schielte verstohlen nach der Pathe hinüber — sie wußte nicht, ob bei ihr die Wünsche Billigung finden würden, die von diesen Worten in ihrer Brust angeregt plötzlich aufzulodern begannen, wenn sie auch noch keinen andern Ausdruck fanden als höheres Roth der Wangen — Erwin entging diese Bewegung nicht und ihr gegenüber achtete er die Einwände des alten Fräuleins für nichts und hoffte auf einen glänzenden Sieg. Darum sprach er begeisterter weiter, als er begonnen, um mit allen Zaubermitteln der Ueberredungskunst ein schlafendes Genie zu wecken und aus seiner stillen Verborgenheit auf die rechte Bahn zur Entwickelung zu leiten — bis er plötzlich durch Elisens wachsende Verlegenheit und einige fein hingeworfene Zwischenbemerkungen von Fräulein Knößel einzusehen begann, welchen Mißdeutungen er sich selbst aussetze. Er war Musik- und Gesanglehrer, er lebte davon und es war bekannt, daß er höheres Honorar empfing als seine anderen Collegen in dieser Stadt, weil er die Kunst nicht als Handwerk übte, sich nicht durch unausgesetztes Stundengeben aufreiben, nicht Zeit und Muße zu eignen Schöpfungen rauben wollte. Nur diejenigen, die ein erstes Streben beseelte, wollte er unterrichten und er durfte darauf rechnen, durch hohe Preise

die Modedilettantinnen von sich fern zu halten, die der Schrecken ihrer Lehrer sind, weil sie jede Anstrengung scheuen und nur in bequemster Manier die Mode mitmachen wollen, eben so die talentlosen Kinder, die nur gezwungen am Clavier sitzen und deren Fortschritte die unmusikalischen Eltern nach den gefälligen Stückchen beurtheilen, die sie mechanisch abspielen. Aus diesem Grunde und auch um dadurch seiner Stellung in der Gesellschaft ein besseres Ansehen zu geben, in der man ihn mit ängstlichem oder mitleidigem Vorurtheil betrachtete, stellte Erwin seinen hohen Preis und behielt sich dabei im Stillen vor, wo er ein Talent fände, das keine Mittel zu seiner Ausbildung besaß, ihm diese unentgeltlich zu geben — oder wo man dies nicht annehmen wolle, erst in einer spätern Zeit zahlbar, wenn die Kunst dem zu bildenden Künstler selbst ihre Früchte trage. Auf diese Weise unterrichtete er bereits ein paar talentvolle Knaben im Pianoforte und in der Compositionslehre — warum sollte er nicht auch so eine Sängerin bilden? Es war ein delikater Punkt den beiden Damen gegenüber — und doch mußte er ihn zur Sprache bringen, denn er konnte voraussetzen, daß die Einwilligung eines Vormundes in überflüssig befundene Gesangsstunden am Kostenpunkt scheitern würde und daß die Damen aus demselben Grunde ablehnend antworteten. Aber bald

half er sich aus der Verlegenheit, indem er sagte, daß er in Kurzem ein neues musikalisches Werk eigner Composition, eine Symphonie-Ode für Orchester, Gesangsoli und gemischten Chor zur Aufführung bringen werde, daß Alles mit dem Musikchor geordnet sei, die Dilettanten gewonnen und daß es nur noch an einer Sopransängerin dazu fehle. Fräulein Ruhlmann singe die eine Partie, aber für die andere, eben so große, fehle ihm noch eine Stimme. Eine auswärtige größere Sängerin dürfe er nicht wagen dafür zu gewinnen, da diese Damen nie Lust hätten, etwas Neues einzustudiren, dessen Erfolg ja noch zweifelhaft sei — und das, wenn es mißfalle, ja eine verlorene Mühe sei. Wer wisse, wie lange nun noch sein innigster Wunsch, dies Werk zur Aufführung zu bringen, an der fehlenden Sängerin scheitern müsse, wenn nicht Fräulein Elise ihn unterstütze.

Elise war überwunden — es war in ihrer Macht, einen sehnlichen Wunsch von Erwin Falkenthal zu erfüllen — wie klopfte ihr Herz bei diesem Gedanken, wie stolz und selig war ihr dabei zu Sinnen! Und doch — war sie es denn wirklich im Stande? reichte denn ihre Kraft dazu aus? Mit diesen zweifelnden Fragen machte sie schüchtern Einwürfe, die für Erwin die erwünschteste Gelegenheit zu Antworten gaben, die zum Ziele führen mußten.

„Um diese Zweifel zu beseitigen," sagte er, „Ihre Stimme näher zu prüfen und die Gesangspartie, die ich Ihnen zugedacht, mit Ihnen zu probiren, gestatten Sie mir nur ein paar Probestunden — es ist das Geringste, was ich von Ihnen erbitte und Sie werden es mir nicht abschlagen — ich müßte sonst annehmen, daß Sie und Sie, meine freundliche Reisegefährtin" — er wandte sich an Charlotten — „ein unüberwindliches Vorurtheil gegen mich hätten."

„O nein, nein!" unterbrach ihn Elise etwas vorschnell, „ich will Alles versuchen, was Sie wünschen! und wenn ich wirklich im Stande wäre, Ihre Composition so zu singen, wie Sie wünschen und Ihnen einen Gefallen damit zu thun, so wäre" — sie hatte mit Erregung in Stimme und Antlitz gesprochen, daß die Gluth einer innern Begeisterung in Lauten und Farben hervorflammte und dachte dabei nur an das Glück, das Werk eines Künstlers zu beleben als seine dienende Priesterin, war erfüllt von der Sehnsucht weiblichschönen Mitleids, dem, der Jahre lang Kerker und Entbehrung heldenmüthig erduldet, nun eine frische Lebensblume der Kunst, die er selbst gepflanzt, pflegen zu helfen und dadurch vielleicht eine schöne Stunde zu bereiten. Aber ein mahnender Seitenblick der Pathe rief sie in die alltäglichen Lebensverhältnisse zurück aus dem Kreis idealer Anschauungen,

zu denen sie sich emporgerissen gefühlt — darum stockte sie und schwieg erröthend. Sie hatte mit Erwin, dem Märtyrer, gesprochen, für den sie einst so oft gebetet, den sie mit Dornenkrone und Heiligenschein geschmückt, wozu sie jetzt vorahnend den Lorbeerkranz des Künstlerruhmes fügte — aber dieser Seitenblick mahnte sie, daß ein junges Mädchen nicht so mit einem jungen Herrn sprechen dürfe — und nun sagte ihr erschreckendes Verstummen mehr, als wenn sie enthusiastisch ausgeredet. Und wie viel mehr zitterte sie noch, als Erwin ihre Hand ergriff und sagte: „Also die Hand darauf — meine kühne Bitte ist gewährt."

„Aber der Vormund" — wandte Charlotte noch einmal ein.

Ein neuer Lichtgedanke kam bei diesem Wort Erwin, alle Skrupel und Verlegenheit auf die bequemste Art zu beseitigen. „Der Vormund ist ja mein Oheim," sagte er, „und wenn Sie denn einmal immer wieder auf ihn zurückkommen und ihm so viel Rechte über das Fräulein zugestehen, sich auf ihn berufend sich jedes eignen Entschlusses begeben, so ist es auch am besten, ich schreibe ihm selbst und mache Alles mit ihm allein ab — wer sich selbst so gefangen giebt," fügte er scherzend hinzu, „muß auch als gefangen behandelt werden und Andere über sich verfügen lassen" — und fast übermüthig schloß er: „Jüngst

schien es mir doch gar nicht, als ob die Mündel dem Vormund so streng gehorsam wäre?"

Charlotte wollte Elisen aus der neuen Verlegenheit, die diese letzte Frage ihr bereiten mußte, befreien und hatte sich auch schon auf einen neuen Einwand besonnen, darum sagte sie: „Aber Sie wissen, Elise versteht nur mit der Guitarre sich zu begleiten und ich selbst habe auch kein Pianoforte."

„Das ist Schade!" sagte er und sann nach, denn freilich muthete er keiner Dame zu, die Stunden auf seinem Zimmer zu nehmen — aber bald fuhr er fort: „Ihr Hausbewohner Merzien hat ein schönes Instrument — und ich bekenne, daß ich eben zu ihm wollte, um mit ihm zu musiciren, als diese Zauberstimme mich Alles vergessen und hier eintreten ließ. Ich gehe zu ihm — er muß uns das Piano auf einige Zeit wenigstens leihen — Sie haben wohl einen Platz, wo es stehen kann? er kann zu mir kommen, wenn er spielen will."

Die Damen wollten noch Einwendungen gegen dieses Arrangement als eine zu große Zumuthung an Merzien machen, aber Erwin beharrte darauf und brach dies Gespräch ab. Jetzt erst erwähnte er, daß er gestern Elisen in Ruhlmanns Park begegnet und sagte: „Mein Begleiter war der Sohn des Präsidenten von Lastenau."

„Der unverbesserliche Leichtfuß!" ließ sich Fräulein Knößel entschlüpfen, die sonst so mild über alle Menschen urtheilte, aber den tiefsten Abscheu vor allen Männern empfand, die in den Frauen nur Werkzeuge zur Befriedigung ihrer niederen Leidenschaften sehen — und wie sehr sonst Erwin geneigt war, den Freund, der bei allen lockeren Sitten, an die er sich hingegeben, doch große Anlagen und einen edlen Kern in sich hatte, zu entschuldigen, so sagte er diesmal doch mit einer ernsten Miene: „Er ist eine Don-Juan-Natur, von der man nicht weiß, ob sie mehr Heil als Unheil stiftet — aber er selbst trägt die geringste Schuld daran, daß er so geworden."

Niemand schien Lust zu haben, länger bei diesem Gegenstand zu weilen. Elise sprach von Apollonien und erzählte unbefangen, daß sie ihr Arbeit gebracht, und sich plötzlich besinnend, fragte sie erschrocken: „Aber selbst wenn ich zu ihrer Zufriedenheit singen könnte — wird denn Fräulein Ruhlmann mit mir singen wollen?"

Erwin that, als verstände er die Deutung der Frage nicht ganz und wies den Einwand als unstatthaft zurück — aber im Stillen nahm er sich vor, sie darauf vorzubereiten, um Elisen, die sich in dieser Frage selbst so demüthigte, vor jeder möglichen Demüthigung durch Andere zu sichern. Er empfahl sich nun bald und da er

Merzien nicht traf, so eilte er, von verschiedenartigen Gedanken durchwogt, ins Freie.

Er war glücklich erregt, wie nie — und doch war er nicht recht zufrieden mit sich — es war eine Stimme in ihm, die ihm zuflüsterte: er habe das Gegentheil von dem gethan, was er zu thun beabsichtigt — und das ist immer eine niederdrückende Empfindung.

Als er mit Leopold Elisen begegnet, hatte er diesen von der Schönheit des Mädchens überrascht gesehen und ihn mit Mühe zurückgehalten, sie durch eine Anrede in Verlegenheit zu setzen. Es entging ihm nicht, wie Leopolds schnell erregte leidenschaftliche Empfindungen schon aufwallen wollten — und um wenigstens eine kleine Schutzwehr dagegen um das Mädchen aufzubauen, sagte er ihm, sie sei Braut, obwohl er recht gut von seinem Oheim wußte, daß sie selbst ihre Hand aus einer von Anderen angelegten Fessel befreit — und während der Pastor Langenberg über den Eigensinn und Ungehorsam des Mädchens klagte, hatte ihr das schon in Erwins Augen zu einer höhern Meinung verholfen, als er bisher von ihr gehabt. In dem Augenblick, da er im Park Leopolds feurige Blicke auf der lieblichen Erscheinung ruhen sah, war ihm zu Muthe, als ob die Klapperschlange mit dem vergiftenden bannenden Blick ein harmlos zwitscherndes Vöglein sich zum Opfer ausersehe — er

wollte dieser Empfindung keine Worte geben — aber es war ihm, als müsse er das holde Vöglein gegen eine Gefahr schützen, sie möge kommen, woher sie wolle. So drängte er Leopold aus ihrer Nähe fort, so täuschte er ihn über sie, so beschloß er sie selbst nächstens aufzusuchen und sie und ihre Pathe vor Leopold zu warnen, wenn er sich auch noch nicht klar war, wie das geschehen konnte ohne Indiskretion, ohne ihnen ein Bangen einzuflößen vor einer Gefahr, die vielleicht doch nur in seinem Hirn existirte.

In dieser Absicht ging er zu ihr und fand sich von ihrem Gesang bezaubert. Er vergaß, warum er gekommen — der Mensch ging auf in den Künstler. Er gab sich ganz allein dem künstlerischen Genuß, dann seinem speciellen künstlerischen Interesse hin. Elise erschien ihm jetzt nur in den Kreisen desselben. Aus dem harmlos zwitschernden Vögelchen war eine zauberhaft singende Nachtigall geworden. Der verzeihliche Egoismus des Künstlers, ein Wesen gefunden zu haben, das seinem Werke ins Leben verhelfen, vielleicht mit der eignen reinen Seele ihm die höchste einhauchen konnte, hatte wohl einigen Antheil an den Bitten, mit denen er Elisen bestürmte; in Wahrheit erschien es ihm aber als Unrecht, eine herrliche Gottesgabe unentwickelt und unbemerkt zu lassen. Alles, was er darüber sagte, war aus seiner

innersten Ueberzeugung gesprochen und mit glücklicher Befriedigung ging er von Elisen, als er ihrer Zusage gewiß war. Erst dann überdachte er die Folgen. Er hatte sie vor Lastenau warnen wollen und führte sie nun so vielleicht in gesellige Kreise, in denen es ihm leicht war, ihr zu begegnen. In der bescheidenen Zurückgezogenheit, in der sie bisher lebte, hätte ihm das doch schwer werden müssen. Am Ende aber lächelte Erwin doch wieder über seine Bedenken. Bei öfterem Sehen konnte sie ja vielleicht für den verwöhnten Leopold den Reiz verlieren, den ihr erster flüchtiger Anblick auf ihn ausgeübt — — jedenfalls nahm sich Erwin vor, ihr Beschützer zu sein, nicht nur ihr Lehrer. Er fühlte, daß er die Verpflichtung dazu habe, und es gewährte ihm eine Art süßer Genugthuung, sich immer in die Rolle eines fast väterlichen Beschützers der unschuldigen lieblichen Jungfrau hineinzuversetzen.

So in allerlei Gedanken sich vertiefend, dazwischen von sanften Melodien durchwogt, in denen die zarteste Mädchenseele ihren Ausdruck finden konnte, war er lange im Abenddunkel umhergegangen, hatte dann in einer entfernten Dorfschenke ein frugales Abendbrod mit einem Römer Wein zu sich genommen und ging jetzt von diesem zu neuen Tondichtungen begeistert heim. Als er die stillgewordene Stadt betrat, war es bereits dunkel geworden.

Nur aus wenig Fenstern schimmerte noch Licht. Auch die Straßenlaternen waren verloschen und aus dem herbstlichen Himmel schimmerten die Sterne hell als die einzigen Leuchten herab auf die schlafende Welt. Von hohen und schönen Empfindungen erfüllt schritt Erwin durch die öden Straßen seiner Wohnung zu. Er hatte eben die Hausthür erreicht und steckte den Schlüssel hinein, als Tritte von der Seite kamen und auf ihn zueilten.

„Erwin?" fragte Lastenaus Stimme.

„Ja!" antwortete Erwin und fügte lachend hinzu: „Unverbesserlicher Nachtschwärmer! wenn die ganze Stadt schon zur Ruhe, kann man sich doch darauf verlassen, Dich noch zu treffen!"

„Nun, Du zeigst Dich ja auch nicht als Tagfalter!" antwortete Leopold in demselben Tone, fügte dann aber halb spöttisch, halb ernst hinzu: „Vielleicht hast Du unterm Sternenhimmel die Harmonie der Sphären studirt und ein Orchesterstück daraus gemacht — ich lernte die Disharmonie anderer Regionen kennen und komme eben von einem diabolischen Finale — aber ich selbst hatte doch einen glänzenden Abgang."

„Wo kommst Du denn her?" fragte Erwin.

Leopold griff ihm unter den Arm und sagte: „Komm, wir schlendern noch einmal in den Promenaden um die Stadt und ich erzähle Dir ein neues Histörchen. Zuerst:

laß Dich nicht zu sehr vom moralischen Schauder überwältigen, wenn ich Dir sage, wo ich herkomme — vom grünen Tisch!"

Erwin schüttelte statt der Antwort mit dem Kopfe. Lastenau erzählte, auf ein seitabliegendes Haus deutend: „Da drüben in einem Hinterzimmer des ersten Stockes wird von dem Restaurateur des Parterres eine artige Bank gehalten. Es fehlt keinerlei Kurzweil dabei. Es besteht ein Spielklubb hauptsächlich aus Kaufleuten, Oekonomen und einigen Tagedieben verschiedener Branchen. Du siehst, ich beschönige die Sache nicht. Ich war in Geldverlegenheit und ein Bekannter der letztern Sorte führte mich mit dort ein und schoß mir vor, um wieder einmal mein Glück zu versuchen. Es ging ein leises Gemurmel durch den Saal bei meinem Eintritt: „Der Sohn des Präsidenten!" sie fürchteten einen Spion oder Verräther in mir — aber mein Freund schien sie darüber zu beruhigen. Doch weißt Du, wer die Bank gab? — der Kaufmann Ruhlmann! Ich setzte, ich gewann, ich spielte höher und höher — die anderen Theilnehmer zogen sich zurück — ich sprengte die Bank. Ruhlmann sank wie eine Leiche in seinen Stuhl zurück und winselte: „ich bin ein ruinirter Mann!" Er raufte sich das Haar und jammerte wie ein Kind — dann sprang er auf, griff nach einem Messer, das zufällig von einer Portion Essen

her auf einem Seitentisch lag und wollte sich, wie es schien, die Kehle abschneiden — die ihm zunächst waren, entwaffneten ihn schnell — alles Geld, das ich ihm abgenommen, warf ich ihm vor die Füße und rief: behalte Deinen Mammon, erbärmlicher Schächer! und dann erklärte ich den Anwesenden, daß ich hierher gekommen sei, um zu spielen, zu gewinnen, mich an ihrem Laster zu betheiligen, daß ich aber davon geheilt sei, seit ich diesen Mann darüber kindisch werden gesehen. Ich habe mein Ehrenwort gegeben und werde schweigen darüber, daß man bisher hier auf gesetzwidrige Weise zusammengekommen — nicht aber, wenn man diese Zusammenkünfte fortsetze — ich betrachtete dieselben hiermit als aufgehoben. — So ging ich stolz und siegesfroh fort mit dem Bewußtsein, keinen Heller in der Tasche zu haben — aber das Geld dieser Krämerseelen, die sich um eines bißchen Mammons willen gleich das Leben nehmen möchten, wäre mir nur eine Last gewesen."

Erwin schüttelte dem Freunde die Hand. So war er nun. Erst ließ er sich selbst mit willig in die Kreise des Lasters ziehen, dann ekelte es ihn doch an und er triumphirte darüber mit einem Heroismus, dessen manche den Versuchungen minder zugängliche Natur nicht fähig gewesen wäre.

„Aber da es doch einmal eine Spielgesellschaft war und Alles unter ihren Augen geschah, kann Ruhlmann doch das Geld nicht behalten, das Du ihm abgewonnen — wie will er Dir überhaupt wieder unter die Augen treten?"

„Das ist seine Sache!" sagte Leopold, „wenn er davon ein ruinirter Mann war, so war ich freilich dadurch ein gemachter — aber ich mag das Geld nicht, bin auch gewiß, daß er gar nicht wagen wird, es mir anzubieten, sondern froh sein, daß er so davon gekommen. Im Uebrigen, wenn er sich vor den Anderen nicht schämt zu spielen, warum soll er sich gerade vor mir schämen, wenn ich der Mitwisser seines Geheimnisses bin? Im Grunde begreife ich aber nicht, wie ein Mann, den man als einen Millionär ausgeschrieen und der ein wohl renommirtes Geschäft hat, ruinirt sein kann, wenn er auch einmal ein paar lumpige tausend Thaler verliert? Es muß doch noch mehr hinter der Sache stecken. Du kennst ja die Ruhlmanns länger als ich, gehst oft da aus und ein, und Apollonia scheint Dir sehr gewogen — was hältst Du von den Leuten?

„Daß Apollonia über ihre Eltern unglücklich ist, obwohl sie scheinbar dem Glück im Schooße sitzt!" antwortete Erwin, „und weiter weiß ich auch nichts. — Welchen Dienst hättest Du ihr geleistet, wenn Du ihren

Vater vielleicht durch eine ungewöhnliche Handlung vom Pharao zurückgebracht, wo die Thränen der Tochter nichts vermögen!"

Leopold zuckte die Achseln, dann sagte er, aus dem vorigen Ernst in seine scherzende Art überspringend: „Eine wunderliche Ironie des Geschicks, wenn ich Jemanden besserte, da man mich selbst immer unverbesserlich nennt!"

VII.

Der Schutzgeist.

„Die Nachtigall singt lieblich
Dort in dem Wiesengrund,
Doch schönre Töne quellen
Aus deinem holden Mund.“
Carl Herloßsohn.

Einige Wochen waren vergangen. Der Spätherbst war gekommen mit kühlen, kurzen Tagen und langen rauhen Nächten. Er trieb die Bewohner der luftigen Sommervillen in die Stadt, hieß sie Abschied vom Lande nehmen und für die feenhaften Nächte voll balsamischen Blüthenduft, Sternengefunkel und Mondenschimmer, Nachtigallengesang und Heimchenzirpen Entschädigung suchen in den erleuchteten Sälen der Stadt, in denen die Kunst andere Genüsse bot, seit die Natur die ihren verweigerte.

Mit der Aufführung von Erwin Falkenthals Symphonie-Ode: „Ritter Wahn“, nach einer altdeutsch-

italischen Sage bearbeitet, die auch Julius Mosen einem Heldengedicht zum Grunde gelegt, sollte die Concertsaison begonnen werden.

Erwin hatte darin Elisen die Partie des Schutzengels zugetheilt und dieselbe mit ihr allein vorgenommen. Ein paar Wochen waren in den Stunden und Vorübungen dazu vergangen. Er kam fast regelmäßig einen Tag um den andern zu ihr und gab ihr eine Stunde im Beisein von Fräulein Knößel auf Merziens Instrumente, das dieser bereitwillig hatte in ihr Zimmer schaffen lassen. Seit er ihr Lehrer geworden, hatte er auch ihr gegenüber die ernste ruhige Haltung eines Lehrers angenommen, und ob er auch zuweilen wie von ihrem Gesang gebannt über die festgesetzte Stunde bei ihr verweilte, so vermied er doch jede Conversation, die nicht mit zum Unterricht gehörte. In diesem selbst, nachdem er Elisens erste Schüchternheit überwunden, war er so streng, nahm er Alles so genau, daß es dem zuhörenden alten Fräulein oft übertrieben erschien und sie Elisen bedauerte, die leise zitterte und erröthete und oft verstimmt ward, wenn er in die Worte der Aufmunterung, die er ihr spendete, doch immer einen Tadel versteckte. Die allgemeinen Proben hatten schon begonnen und noch war sie in keiner erschienen — sie fürchtete sich selbst davor, und seine stille Absicht war, sie erst sicher zu machen und dann erst in

diesen Kreis einzuführen. In den Proben sagte er Niemanden, wer den „Schutzgeist“ singen werde und man glaubte, daß er eine auswärtige berühmte Sängerin dafür gewonnen. Elise selbst zitterte in einen großen Kreis von Mitwirkenden einzutreten, da sie ungewohnt war, in großen Cirkeln zu erscheinen. Besonders seit jener Begegnung mit der Hofräthin bei Apollonien fürchtete sie mit Damen in Berührung zu kommen, die ihr gleichen konnten. Endlich aber ward ihre Gegenwart doch nöthig um des Ganzen, wie um ihrer selbst willen. Erwin sprach vorher mit Apollonien davon — daß die Mündel seines Oheims, die für sie sticke, seine Schülerin geworden und ihre Rivalin im Gesang sein werde. Er empfahl sie ihr auf die innigste Weise. „Ich sehe es kommen,“ sagte er eifrig, „die Tochter des Präsidenten und ein paar andere hochmüthige Damen mit Zwirnsfadenstimmen werden die junge Sängerin bekritteln und in Verlegenheit setzen wollen — seien Sie ihr dafür freundliche Schirmerin und beweisen Sie ihr und Allen, daß wenigstens dem Reiche der Kunst gegenüber der lächerliche Kastengeist verschwinden müsse, der zumeist in diesen kleinen Mittelstädten seine Pflanzstätten hat.

Aber es war auch nicht das allein, warum Erwin gern Elisens Wunsch willfahrte, den Proben so lange als möglich fern zu bleiben. In seinem Werk waren die

Musikstimmen von verbindenden Texteworten begleitet, welche deklamatorisch dazu gesprochen werden mußten. Zu dergleichen Vorträgen hatte Leopold von Lastenau ein vortreffliches Organ und Verständniß, und er war rasch erbötig gewesen, seinem Freunde diesen Dienst zu leisten. Nun war seine Mitwirkung auch nur in den letzten Proben nöthig — aber er erschien in den meisten, weil er sich für das Werk selbst interessirte. Er hatte nicht wieder von Elisen gesprochen, jedenfalls die flüchtige Erscheinung vergessen — aber wenn er sie wiedersah — Erwin verlor sich in Gedanken, die es ihm zur Pflicht machten, dies Wiedersehen so lange als möglich zu verzögern.

Die Proben fanden in dem Concertsaal des Musik-Direktors statt, der sein Orchester jetzt der Leitung des Componisten bei seinem eignen Werke anvertraute. Endlich führte er doch Elise Sernau in dies Haus. Zu der Probe kam Erwin absichtlich spät mit ihr, so daß dieselbe sogleich beginnen konnte, da schon alle versammelt waren, nur auf den Meister wartend. Er warf Apollonien einen flehenden Blick zu; diese reichte Elisen, Allen sichtbar, ihre Hand, sie freundlich begrüßend, über das Notenpult hinweg, das sie trennte. „Sie kennen sich?" flüsterte Fräulein von Wallenheim Luitgard von Lastenau zu, und diese antwortete: „Mein Gott, wenn ich nicht irre, ist das die Stickmamsell, die sie mir einmal empfahl —

und die soll Solo singen? und Apollonia thut mit ihr so freundlich! In einer gar zu gemischten Gesellschaft singen zu sollen, ist doch eine starke Aufgabe — aber Vater sagt es immer: dieser Falkenthal hat auch im Gefängniß seine confusen demokratischen Ansichten nicht geändert, und kann er im Staat nicht nivelliren, so will er es doch im Concertsaal — wir sollten erklären nicht mitzusingen, wenn er uns so unpassende Gesellschaft bringt."

Ein paar laute energische Schläge mit dem elfenbeinernen Taktstäbchen des Dirigenten auf das Notenpult unterbrach alle Privatunterhaltungen. Die Ouverture brauste vorüber. Leopold begann seinen Vortrag. Seine Blicke waren fragend auf Erwin, verwundert auf Elisen gefallen, und sie weilten so lange und durchdringend auf ihr, daß sie davon vollends verwirrt, sich scheu und geängstet hinter ihr Notenblatt verbarg. Als sie mit ihrem ersten Solo an die Reihe kam, setzte sie zitternd und ungewiß ein, ihre Stimme klang schwach und unbedeutend, sie schwankte und kam aus dem Takt, Einige Damen, darunter die vorigen Sprecherinnen lächelten verächtlich und triumphirend, die besseren sahen sich erschrocken an — Apollonia, die neben Elisen stand, flüsterte ihr zu: „Nur nicht ängstlich! man kann in einer Probe schon einmal umwerfen, aber man muß es nachher um so besser machen!" Elise hatte ihre Partie zitternd zu Ende ge-

sungen. Erwin verlangte keine Wiederholung, er fürchtete, sie werde jetzt nichts nützen. Wie entzückend hatte sie zum Pianoforte diese Stelle gesungen! er war stolz darauf, sie componirt zu haben, so ergreifend tönte sie ihm selbst aus ihrem Munde. Sie sah, wie verstimmt er durch das Mißlingen dieses Satzes war — das beschämte und ärgerte sie zugleich, und sie sagte mit dem ihr eignen kleinen Anflug von Trotz: „Es ist ja eben Probe.“ — „O ich weiß, wie Sie singen können,“ antwortete er; „Sie werden mein Werk nicht absichtlich verderben wollen.“ Und er warf ihr einen halb flehenden, halb mißtrauischen Blick zu. Elise sah erglühend vor sich nieder, während das Musikstück weiter geführt ward; Niemand ahnte, was in ihr vorging — und als sie wieder mit einem andern Solo an die Reihe kam, da tönte ihre Stimme rein und voll wie Glockenklang, und das tiefe Gefühl, mit dem sie sang, verrieth, wie sie den Inhalt des Gesanges mit ihrem ganzen innersten Wesen erfaßt hatte. Es war in der That wie der Engelsgruß eines Seraphs, der aus höheren Sphären kam. Das Staunen von vorhin über das Mißlingen konnte nicht größer gewesen sein, als jetzt bei fast allen Hörern über das doppelt unerwartete, doppelt glänzende Gelingen. Alle Mitwirkenden mußten gestehen, keine Stimme zu kennen, die hier besser auf dem Platze gewesen wäre. Die kleine

Stickerin war vergessen — der bewunderten Sängerin suchte man diese Empfindung auszudrücken in der mannigfachsten Weise.

Auch in der wirklichen Aufführung vor einem eben so zahlreichen als gewählten Publikum wiederholte sich das. Erwins Werk selbst fand getheilten Beifall. Die Verehrer von Richard Wagner und Hektor Berlioz fanden in ihm einen würdigen Jünger und weissagten ihm eine große Zukunft, indeß sehr erklärlich die Gegner dieser Richtung ihn mit derselben bespöttelten, bekrittelten, verurtheilten. Das hatte nun auch Erwin nicht anders erwartet, und er tröstete sich leicht über die Aussprüche vermeintlicher Kunstkenner, die nur mit den Anschauungen früherer Zeit und längst geschaffener Kunstwerke sich begnügend, für die Gegenwart und ihre neuen Schöpfungen keinen Sinn hatten. War ihm doch bemerkbar gewesen, welchen ergreifenden und tiefen Eindruck sein Werk auf die meisten unbefangenen Hörer machte — was kümmerte ihn da das Urtheil jener Einseitigen! Aber Alle waren darin einig, daß die unbekannte junge Sängerin so rein und voll, mit so tiefem Gefühl und innigem Ausdruck gesungen, daß sie nach Einigen das ganze Werk gehalten und gerettet, nach Andern seine schönste Stelle auch am schönsten vorgetragen. Eine Rivalin Apolloniens, welche die Venus gesungen, war sie in Aller Augen, nur in

deren eignen nicht, denn neidlos theilte sie mit Elisen den Ruhm des Abends und versicherte Erwin unbefangen, daß sie beide um seinetwillen sich zusammengenommen, ihn nicht etwa um den Triumph seiner Schöpfung zu bringen. Da Erwin ihnen noch einmal danken wollte, sah ihn Elise an und sagte, fast als wolle sie ihm etwas Unziemliches vorwerfen: „Sie haben ja das Werk selbst geschaffen, das mich begeistern mußte!" Da flammte in seinen Augen ein heller Blitz auf, vor dem sie erschrak und erröthend zu Boden blickte. Dann eilte sie schnell mit flüchtigem Gruß von ihm, um aus dem Gewühl der Zuhörer ihre Pathe heraus zu finden, mit der sie heimgehen wollte. Sie fühlte wohl, wie viel Blicke auf sie gerichtet waren, aber unheimlich berührten sie die eines ältern Herrn, an dem sie jetzt vorüberstreifte. Er kehrte sich nach ihr um und folgte ihr mit den Augen, als sie am Arm des Fräuleins Knößel in der Garderobe verschwand.

„Wer war der Herr mit dem Ordensstern, der mir so nachsah?" fragte sie diese.

„Der Präsident von Lastenau," antwortete Charlotte, „besser der Vater sieht Dir nach als der Sohn!" Denn als aufmerksamer Beobachterin war ihr nicht entgangen, daß Leopold als Declamator in Elisens unmittelbarer Nähe sich gern mit ihr etwas zu schaffen machte

und ihr wenigstens gleiche Artigkeiten wie Apollonien erwieß.

„Dann gefällt mir der Sohn doch am besten von der Familie," antwortete Elise unbefangen! „denn die Schwester, Fräulein Luitgard, mag ich nun vollends nicht leiden. So wie diese hat es mich Keine fühlen lassen, daß ich nicht in ihre Kreise gehöre."

Charlotte legte mahnend ihre Hand auf Elisens Arm, um sie von weiterer voreiliger Plauderei zurückzuhalten, und war froh, wie sie mit dem erregten Mädchen aus der Garderobe und zum Hause hinaus war, da Elise nicht immer vorsichtig und überlegt in ihren Aeußerungen war.

Der Präsident hatte ihr allerdings lange und in Gedanken versunken nachgesehen, wie sie so nahe an ihm vorüberstreifte, daß wie ihr dünnes Kleid auch fast ihr Odem ihn berührte. Wie sie zu singen begann, hatte es ihn wunderbar bewegt wie ein Echo vergangener Tage, und bei einzelnen Tönen war es ihm zu Muthe, als weckten süßschmeichelnde Akkorde schlafengegangene Erinnerungen in ihm auf und rollten von ihren Bildern die dichten Schleier hinweg, die sie lange verhüllt hatten — da lächelte er einen Augenblick; im nächsten war sein Antlitz wieder das ruhigkalte des Diplomaten. Er zog sein Lorgnon hervor und betrachtete dadurch den ganzen

blühenden Flor der Sängerinnen, und nur hier und da richtete er es auf Elisen.

Als er mit Gemahlin und Tochter heimfuhr, machten die beiden Damen ihre Glossen über das Mädchen. Die allzu einfache Toilette und die Anfangs kindisch schüchterne, dann plötzlich sichere und gehobene Haltung mußten zum Gegenstand dienen.

„Man sieht es doch," sagte dann Luitgard, „daß Apollonia Ruhlmann nicht in die exklusive Gesellschaft gehört und in entscheidenden Fällen sich nicht zu nehmen weiß. Erst empfiehlt sie ihren Bekannten diese kleine Sernau als Stickerin, und dann verkehrt sie mit ihr wie mit einer ebenbürtigen Dame und muthet uns wo möglich dasselbe zu."

„Aber da wundere ich mich noch mehr über unsern Leopold," sagte die Präsidentin, „er schien voller Aufmerksamkeiten zu sein für das kleine Ding."

„Ach, der foppt sie nur und sie merkt es nicht!" entgegnete Luitgard lachend; „Du weißt ja, wie er ist!"

„Er hätte auch mit heimfahren können!" sagte der Präsident, der in die dunkle Wagenecke gelehnt nicht so viel Ursache hatte wie unter den Gasflammen des hellerleuchteten Saales, in seinen Mienen den Abdruck seiner innern Bewegung zu verhüten, aber doch dem Gespräch,

unter dem er peinlich litt, eine andere Wendung geben wollte.

Luitgard antwortete schnell: „Leopold feiert noch mit Falkenthal und seinen Freunden ein Künstlerfest — man weiß schon, was das sagen will.“

Der Wagen hielt vor der Wohnung des Präsidenten, man stieg aus, und er selbst zog sich sogleich in sein Zimmer zurück, wichtige Amtsgeschäfte vorschützend.

Als er allein war, verließ ihn die Ruhe und die glatte Miene des Diplomaten und er sank erschöpft in seinen Lehnsessel. Dann sprang er wieder auf, ging mit großen Schritten durch das Zimmer und öffnete sein Büreau. Die geheimsten Schubfächer zog er aus demselben hervor und durchstöberte die Papiere. Sie waren vergilbt und von altem Datum. Eins derselben hielt er an's Licht und da es Feuer fing, warf er es in den schnellgeöffneten eisernen Ofen und die andern ihm nach.

„Ich will Nichts davon wissen,“ sagte er leise für sich, „ich habe meine Schuldigkeit gethan — aber niemals werde ich meine Schuld erkennen; wie soll sich ein Beweis derselben finden!“

Neben jenen Papieren lag auch noch ein ganzes Päckchen Postscheine — ein achtzehnjähriger Jahrgang, jeder über hundert Thaler, aber an verschiedenen Orten ausgestellt — er überblickte sie sinnend und sagte leise zu

sich selbst: „Ich habe die Scheine als Quittungen aufgehoben für den Fall, daß noch mehr Ansprüche an mich gemacht würden — man ist in den Händen eines jeden Menschen, der ein Geheimniß von uns weiß. Aber sie können an mir zum Verräther werden — ich vernichte sie! Dorothee ist todt — wüßte ich nur, ob sie ihr Wort gehalten und das Geheimniß mit in das Grab genommen! Nie hat ihre Mutter, nie ihr Kind, noch irgend Jemand eine Forderung an mich gestellt, noch sonst mir durch ein Zeichen merken lassen, daß sie etwas von mir wissen. Ich war so sicher in diesem Gedanken, war es doppelt, seit ich den Tod der alten Sernau erfuhr — und nun muß mir plötzlich das Mädchen hier vor die Augen treten! Das Ebenbild Dorotheens! so hold, so unschuldig wie sie! dieselben märchenhaften Augen, derselbe Zauber in der Stimme — es war ein Gemisch von entzückenden und schrecklichen Empfindungen!" Schnell ergriff er die Papiere und warf sie auch in die Flammen. „Nein, Niemand darf es erfahren, Nichts darf mich verrathen; Wenn es mehr als Zufall, wenn es Absicht ist, daß sie hierher gekommen, vor meinen Augen erscheint — Beweise hat sie nicht — ich verleugne sie, kann sie verleugnen — es giebt kein Zeichen, das mich Lügen strafen könnte. — Die Ehre meines Namens muß ich mir bewahren, der Ruf eines tadellosen Wandels darf mir nicht mit einem

Male genommen werden — ich werde ihn zu wahren wissen um jeden Preis!“

Da hörte er Tritte im Nebenzimmer und fuhr zusammen. Es geschah zuweilen, daß noch spät Abends sein Sekretär Schlöning kam, wenn er selbst ausgewesen — warum erschreckte es ihn heute? Er suchte den Ausdruck der Leidenschaften, der die Linien seines Gesichtes in ungewohnter Weise verzerrt hatte, zu verbannen — denn wenn auch sein Sekretär sein Vertrauter war und er vor ihm sich mehr gehen ließ wie vor irgend einem andern Menschen, auch die Glieder seiner Familie mitgerechnet, so sollte er ihn doch nicht in einer Aufregung finden, wie die jetzige war — er wollte ihm keine Gelegenheit geben, über deren Grund nachzudenken. So zögerte er einen Augenblick, ehe er das gewohnte „Herein!“ rief, auf das Schlöning draußen wartete — verwundert, daß es ihm nicht gleich nach dem ersten kurzen Pochen zum Bescheid ward.

Aber auch sein Gesicht sagte, daß er nichts Gutes zu überbringen hatte — in der Hand hielt er eine telegraphische Depesche, die während der Abwesenheit des Präsidenten vorhin angekommen und von dem Sekretär, als eilig notirt, eröffnet worden war. „Eine schlimme Nachricht,“ sagte er, „und doch muß ich sie noch jetzt bringen,

wo wir mehr schon in der Nacht als im Abend leben — vielleicht ist noch etwas zu retten."

Der Präsident nahm die Depesche und die wenigen Worte, die er las, ließen ihn eben so wie seine vorige Aeußerung die ruhige Miene des Diplomaten vergessen. — „Die Spekulation ist verunglückt — statt Hunderte zu gewinnen, wie ich glaubte, habe ich Tausende verloren — es war meine letzte Hoffnung — sie schlug fehl! — Schlöning!" sagte er nach einer Pause mit mehr Fassung! „was meinen Sie, daß sich noch in der Sache thun ließe?"

„Es war eine verunglückte Börsenspekulation!" sagte Schlöning achselzuckend; „in diesen Zeiten, wo heut in allen Zeitschriften die Friedenspfeife geblasen wird und morgen wieder die Kriegstrompete aus schlagfertigen Heeren tönt, sind nun einmal solche Wechselfälle nichts Seltenes — ich weiß nicht, ob man da mit Gewißheit auf günstige Resultate hoffen darf."

Der Präsident maß seinen Sekretär mit Blicken, in denen zugleich Stolz und Strenge, Mißtrauen und Verwunderung lagen — das war nicht die devote Art, in der sein Untergebener sonst mit ihm zu reden pflegte — überhob er sich schon seiner Stellung, weil er den Präsidenten am Rand eines Abgrundes stehen sah — oder weil er das Geheimniß, dessen halber Vertrauter er immer

gewesen, nun ganz durchschaute? Was sollte der Diplomat dann thun? Sich in der Stille seines Kabinets demüthigen oder seine Würde auch darin beibehalten — auf die größere Gefahr hin, sich nach außen ihrer verlustig werden zu sehen? — —

Schlöning verstand den stolzen Blick und brach seine Rede ab, ja er nahm sogar seine gewohnte unterwürfige Stellung an, so sehr hatte er sich selbst daran gewöhnt, sich von dem Präsidenten imponiren zu lassen — aber wenn er ihn demungeachtet durchschaute, so verrieth er nur durch die Wendung, die er selbst dem Gespräch gab, daß er nicht umsonst so lange in der Schule eines Diplomaten gewesen, denn er sagte diesem ganz unerwartet: „Vielleicht kann Ihr Herr Sohn, dessen Verschwendung doch die Hauptursache Ihrer finanziellen Verlegenheiten ist, Ihnen daraus helfen — Sie verzeihen, wenn ich rede, wie es sich vielleicht für mich nicht ziemt — aber Sie würden es mir nicht Dank wissen, wenn ich jetzt schwiege.“

Wieder antwortete der Präsident nur mit einem erstaunten Blick und einer Miene, die zum Weiterreden aufforderte, und der Sekretär fuhr fort:

„Sie haben mich selbst mehrmals zu dem Frauenzimmer geschickt, das Ihren Herrn Sohn beschuldigte sie verführt zu haben — was er, wie seine Art nun ist, auch gar nicht geleugnet hat, da er ja immer eine Ehre darein

setzt, sich dergleichen Späße eher zu rühmen als zu schämen — das sei aus der Mode, sagte er zu mir selbst."

„Und er hat Sie selbst zum Vertrauten dieses widerwärtigen Verhältnisses gemacht?" sagte der Präsident, damit die peinliche Stimmung, in welche ihn diese letzte Bemerkung versetzte, auf seinem Gesicht nicht zu deutlich werde.

„Er wußte ja, daß mich die Rosalie Müller gleich bei ihrer Ankunft hier selbst dazu gemacht," brachte Schlöning in Erinnerung, „und Sie haben ihn dann selbst mitgetheilt, wie Sie für das Frauenzimmer gesorgt, damit die Ehre des Namens gewahrt bleibe. Ihm war das freilich ziemlich gleichgültig, denn er hatte sogar Nichts dagegen, wenn das Kind auf seinen Namen getauft werde — es zu verleugnen, sagte er, sei ein schlechter Streich, daß er ihm das Leben gegeben nur ein dummer."

Der Präsident biß sich in die Lippen und legte seine Kniee übereinander ungeduldig den einen Fuß mit dem andern schaukelnd. „Zur Sache!" sagte er; „Sie reden Eins in das Andere — hieß ich Sie nicht darum selbst zu dem Frauenzimmer gehen, damit dieses Skandal um jeden Preis vermieden werde?"

Es ist vermieden," sagte der Sekretär; „das Kind der Müller starb wenig Stunden nach der Geburt."

Der Präsident athmete erleichtert auf: „So sind wir sie ein für allemal los — aber was wollen Sie? was soll dies für einen Zusammenhang damit haben, daß mein Sohn jetzt helfen könnte? Später durch eine gute Partie, bei der nun ein Hinderniß weniger ist — das weiß ich allein, aber wenn ich nicht binnen acht Tagen die vier Tausend schaffen kann, die ich dem Agenten schulde, so schont er mich nicht mehr."

„Ihr Sohn kann das Doppelte schaffen, wenn er will," sagte Schlöning zuversichtlich. „Als ich heute zu der Müller ging, ihr das versprochene Geld in Ihrem Auftrag auszuzahlen, hörte ich Frauenstimmen darin — ich wollte weder ohne angepocht zu haben in die Wohnstube treten, noch überhaupt hineingehen, wenn ich nicht wußte, wer darin war; ich blieb stehen und horchte. Eine mir unbekannte Frauenstimme sagte: „Johann hat es mir erzählt, Du kannst Dich darauf verlassen, daß es wahr ist. — Nun, daß Herr Ruhlmann eine geheime Spielgesellschaft besucht, ist nicht das Schlechteste, was ich von ihm weiß — wir wissen recht gut, wo er mitten in der Nacht oft so aufgeregt und betrunken herkommt. Aber seit ein paar Wochen ist er nicht mehr dahin gefahren oder gegangen, so lange wir in der Stadt wohnen. Aber er ist seitdem nur um so hypochondrischer geworden. Nun, es heißt immer, wir Frauen können Nichts für

uns behalten — aber die Männer sind viel ärgere Plaudertaschen — der Johann hat mir neulich erzählt, wie eines Abends der junge Lastenau in den Spielklub gekommen und ihn aufgehoben." — „Dummes Zeug!" antwortete die andere Stimme; „das kann doch nur der Präsident gewesen sein — vor Leopold hat Niemand Respekt; der spielt wohl eher selbst gern, wenn er etwas gewinnen kann." — „Das sagte ich auch," fuhr die Erzählerin fort; „aber Johann blieb dabei, daß es der junge Lastenau gewesen und nur gedroht habe, es seinem Vater anzuzeigen, wenn die Herren wieder zusammenkämen. — Ruhlmann hat selbst die Bank gegeben, da er sie kurz zuvor gesprengt — und nun hat sie wieder Lastenau gesprengt und dadurch zehntausend Thaler gewonnen — der Herr ist darüber ohnmächtig geworden, weshalb man auch den Johann hereingerufen — aber Lastenau hat das Geld nicht genommen, sondern mit einer Strafpredigt den Herren hingeworfen." Ich schlich mich ungesehen fort, wie ich diese sonderbare Geschichte gehört und kam erst später wieder. Das andere Frauenzimmer war fort und ich erfuhr, daß es die alte Haushälterin von Ruhlmanns gewesen sei, welche bei ihnen das Regiment hat."

Der Präsident schüttelte mit dem Kopfe: „Allerdings eine wunderliche Geschichte — aber was soll sie

mir? Von dem heimlichen Pharaotisch habe ich gehört — aber man muß ein Auge zudrücken, um es nicht mit der reichen Bourgeoisie zu verderben. Aber was soll mir diese Geschichte nützen?"

„Nun, wenn Ihr Herr Sohn zehntausend Thaler gewonnen hat, so wird er doch die kleine Hälfte davon für Sie haben, wenn Sie ihm sagen, daß Sie dieser Summe benöthigt sind," sagte Schlöning; „wie leichtsinnig er auch ist, er hat doch ein gutes Herz und wenn er, um Fremden zu helfen, seine eigene Familie ruinirt hat, so wird er doch auch Alles thun, was er kann, um diese zu retten."

„Spielgeld!" rief der Präsident entrüstet; „und darum sollte ein Vater seinen Sohn bitten — nimmermehr! — Und sagten Sie nicht, daß er das Geld gar nicht an sich genommen?"

„So hörte ich," antwortete Schlöning; „aber die Frauenzimmer bezweifelten es so gut, wie ich es bezweifle — selbst wenn Ihr Sohn es zurückgeben wollen, konnte der reiche Kaufmann es doch unmöglich nehmen — und wenn er doch so ohne Ehrgefühl gehandelt, wäre er doch in den Händen Ihres Sohnes und ihm verpflichtet."

„Ihre Voraussetzungen und Vorschläge werden immer unwürdiger," sagte der Präsident kurz und kalt; „wiederholen Sie sie nicht."

Der Sekretär verneigte sich und ergriff das Thürschloß — „Verzeihen Sie, daß ich Sie noch so spät aufsuchte. Ich glaubte, ich dürfte die Depesche nicht unabgegeben lassen und wollte sie selbst überreichen — ich wünsche Ihnen wohl zu schlafen." Damit ging er.

Wie ein Hohn klangen seine letzten Worte dem Präsidenten. Welchen Sturm von Empfindungen hatte er in dieser letzten Stunde erlebt — er, der ruhige und bedächtige Mann, der der Welt immer ein feines Lächeln, einen unerschütterlichen Gleichmuth zu zeigen wußte!

Als sei er ein gebrochener Greis, so vernichtet, so lebensmüde sank er in seinen Lehnsessel. Stunden vergingen, ehe er das Lager suchte, und auch dann fand ihn der Schlaf nicht. Er durchkämpfte wachend eine schreckliche Nacht, und der Morgen fand ihn mit wüstem Kopf und ohne Entschluß, wie sehr er auch danach gerungen hatte.

VIII.

Ein Brief.

> Die Melodie
> Des Herzens tönet fort, sie drängt allmächtig
> Durch alle Schranken, die der Wahn gezogen,
> Und feiert herrlich den Triumph der Freiheit.
>
> Arnold Ruge.

Nicht lange nach jener ersten Aufführung von „Ritter Wahns Fahrt", die, in den Zeitungen mehrfach besprochen und gerühmt, doch auch in weiteren Kreisen einiges Aufsehen gemacht hatte, schrieb Armand Latour an Erwin und wünschte ihm Glück zu dem schönen ersten Erfolg auf seiner Laufbahn. „Der Musikdirektor * in Köln ist mein Freund", schrieb er unter Anderm, „und ich habe ihn durch Alles, was ich ihm von Dir und Deinen Werken mittheilte, für Dich und Deine neue Composition interessirt. Schicke ihm direkt oder durch mich die Partitur — ich glaube, er wird die Symphonie-Ode im dortigen Tonkünstlerverein, der es sich zur Aufgabe gemacht

hat, die Werke junger Talente zu prüfen, zur Aufführung bringen. Damit wäre die Bahn Dir weiter gebrochen, besonders wenn Du selbst kommst, das Werk zu dirigiren."

„Wenn diese Nachricht und Alles, was Latour sonst noch von freundschaftlicher Theilnahme beseelt, an dieselbe Hoffnungs- und Ehrenvolles für ihn knüpfte, Erwin mit den frohesten Empfindungen erfüllte, so bewegte ihn doch nicht minder tief, was der Freund von sich selbst zu berichten hatte. Eines wie das Andere wollte er gern mit einer theilnehmenden Seele besprechen — wie sollte er lange nach einer solchen suchen mögen, da ihn der Schlag der vierten Nachmittagsstunde zu Apollonien rief!"

„Ein Brief von Armand Latour!" Sie zitterte und erröthete bei diesem Worte Erwins, und hatte sich doch vorgenommen, gar nicht oder mit Gleichgültigkeit an ihn zu denken. Monate waren vergangen, seit sie von ihm getrennt, und nur kurze Momente waren es ja gewesen, die sie in seiner Nähe verlebt hatte, und doch war es, als wäre seine Erscheinung mit ihrem innersten Leben verwoben, und sie hatte keine Macht, sie daraus zu verbannen, wie sie es auch versuchen mochte. Die Nachricht, die ihr Erwin brachte, freute sie um dessentwillen, und auch daß der Franzose solche Theilnahme für den Freund und an deutscher Kunst sich bewahrt, daß er dafür zu wirken strebte, so viel es ihm möglich. Aber mußte es sie nicht betrüben,

daß er nur von einem aufgehenden Stern des Freundes sprach und für sich selbst auf alle Güter des Lebens: Ehre und Ruhm, Liebe und Liebesglück, einen würdigen freien Wirkungskreis und Reichthum verzichtete? Er schrieb nicht unglücklich, nicht verzweifelnd, er schrieb in einer fast schlimmeren Stimmung: er war resignirt. Er dachte nur noch daran, seine Pflicht zu thun und weiter nichts zu fordern noch zu wünschen; nur die Flamme der Freundschaft leuchtete noch hell aus einem Seelenzustand hervor, der den Eindruck eines eingesunkenen Kraters machte. Herr von Sternthal, der ihn auf seine Güter an den Rhein berufen, hatte gute und edle Principien, nach denen er die Erziehungsanstalt gegründet, welcher Latour mit einem Herrn Vollrath gemeinschaftlich vorstehen sollte. Aber dieser Vollrath war ein überängstlicher Mann bei allen pädagogischen Kenntnissen und Erfahrungen, und das machte ihn zu einem schwer zu ertragenden Collegen für Einen, der gern Alles daran setzte, die zeitgemäßen und humanen Principien, in welchen dies Institut gegründet worden, nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern wo möglich zu einer noch idealeren Entwickelung zu führen. „Meine glücklichsten Tage," schrieb Latour unter Anderm, „waren die einer Ferienreise dieses Herbstes, die ich mit zehn unserer Zöglinge allein den Rhein hinab unternahm. Aber wieder begegnete mir da in einer seltsamen Weise jenes

gespenstige Geheimniß aus meiner Kinderzeit, das mich schon so oft nicht schlafen ließ. Wir kamen von einer langen Fußwanderung ermüdet spät Abends vor einer jener zahlreichen Ruinen an, die bis zur Unbewohnbarkeit zerfallen sind. Nur immer irgend ein altes Haus hängt noch daran zur Wohnung eines Pächters oder Kastellans, und sollte der auch nur von den Fremden leben müssen, die ungern einem solchen alten Eulennest vorübergehen, ohne darin phantasirt zu haben. Auch über mich kam die alte romantische Grille, die von meiner deutschen Mutter auf mich übergegangen — und ich wollte auch sehen, wie weit das heutige Geschlecht ihr huldigte. So machte ich meinen Knaben den Vorschlag, hier, und wenn es nicht anders sein könnte, auf einer Streu zu übernachten. Sie stimmten alle jubelnd bei. Freilich weiß ich nicht, wie viel bei diesem Enthusiasmus für ein improvisirtes Nachtquartier auf Rechnung der Müdigkeit und der romantischen Neigung gekommen. Ein hübsches junges Mädchen kam aus dem alten Gemäuer, bewirthete uns gut und auf unsere Frage, ob wir hier herbergen könnten, verschwand sie, um erst die Eltern zu fragen. Die Antwort fiel bejahend aus, wenn wir mit einer Streu fürlieb nehmen wollten, und da wir uns dazu mit Vergnügen bereit erklärt, holte sie das Fremdenbuch. Ich ließ erst meine Zöglinge sich einschreiben — und da ich endlich auch nach dem Buche

griff, schielte das holde Kind neugierig über meine Achsel. Ihr zu Lieb' schrieb ich groß und deutlich meinen Namen — sie aber schrie auf, als habe sie den Namen des Gott-sei-bei-uns gelesen, und wollte fliehen. Ich aber hielt sie fest und sagte: „Halt, Kleine! so begrüßt man seine Gäste nicht — erst mußt Du sagen, was Dich so erschreckt." Sie zitterte, war bleich wie der Tod und schrie nur laut nach Hilfe. „Was ist denn, Kathi?" rief eine weibliche Stimme, und eine ältere Frau trat ein, ihre Mutter, wie die Gesichtszüge sagten; sie sah mich drohend an und mochte wohl meinen, ich habe mich unziemlich gegen das Mädchen betragen, das, auf die Mutter zueilend, schaudernd rief: „Es ist ja der Franzose — oder sein Geist, von dem Großmutter immer gesagt hat, daß er wiederkommen wird, und die Mordgeschichte erzählt — Ihr habt immer gesagt, es wäre dummes Zeug, aber nun ist's doch wahr!" „Schwatz' nur nicht!" gebot ihr die Frau und wollte sie hinausbringen. Aber ich wollte die auffallende Scene nicht ohne Erklärung beendet sehen, es gab manches Hin- und Widerreden und Fragen zwischen den Beiden und mir, und endlich erfuhr ich, daß Kathi's verstorbene Großmutter der Kleinen immer als Schauergeschichte erzählt, die sie vor dem Schlafengehen so gern hören mochte, daß einmal ein schöner reicher Franzose, Armand Latour, hier in die Gegend gekommen und vom Pferde gestürzt

sei; da hätte ihn ein Mühlknappe gefunden und in die Mühle gebracht, um ihn zu pflegen — aber die Müllerin sei eine böse Frau gewesen, habe ihn gewiß bestohlen und vergeben. Dann hätte sie die Mühle verkauft und sei mit dem Knappen fortgegangen, Niemand wisse, wohin; aber die Leute sprächen, sie sei eine vornehme Dame geworden — aber das Strafgericht werde schon noch kommen und der Latour sollte auferstehen und Alles an den Tag bringen. Mich schauderte und ich forschte weiter bei der Frau, aber sie behauptete Nichts zu wissen noch zu glauben. Ihre Schwiegermutter habe die Müllerin niemals leiden können und sei nur aus Haß zu dem schrecklichen Verdacht gekommen. Man habe sie immer beschworen, nicht davon zu reden, weil sie doch Nichts wisse, sich Alles nur so einbilde und gerichtlich noch darüber belangt werden könne — aber man habe es doch nicht verhindern können, daß sie den Kindern daraus eine Geschichte gemacht — es sei Kathi's Lieblingsgeschichte gewesen, obwohl ihr immer ganz graulich dabei geworden. — Sie fragte mich nun, ob ich mit dem Verstorbenen verwandt sei, und da ich mich als seinen Sohn zu erkennen gab — denn all' die erzählten Umstände paßten ja auf meinen Vater, wenn schon ich zum Erstenmal hörte, daß man ihm sollte ein Leid angethan haben — so beschwor mich die Frau nochmals, daß ich auf das Gerede der Kathi Nichts geben

sollte. Aber doch ließ ich mir andern Tags die Geschichte noch einmal von ihr erzählen und forschte auch die Wirthin aus. Sie behauptete Nichts zu wissen, als daß die Schwiegermutter die Müllerin gekannt, da sie dort in der Nähe gelebt, aber sie nie habe leiden mögen und ihr darum heimlich eine Schuld beigemessen, die sie nicht verdient. Denn es sei ja damals bald darauf Alles untersucht worden und die Müllerin und ihr Knappe hätten nur Lob und Anerkennung gefunden, daß sie einen fremden hilflosen Mann so christlich bei sich aufgenommen und bis an sein Ende gepflegt. Erst über Jahr und Tag hätten sie die Mühle verkauft und wären fortgezogen; wo sie jetzt wären und ob sie noch lebten, wisse sie auch nicht. — Sieh, so ward ich wieder, wie Hamlet, an einer Stelle, wo ich es am wenigsten ahnte, an meines Vaters Manen erinnert — ja es ist zuweilen, als ob mich sein Schatten quäle, seinen Tod zu rächen und ein unseliges Geheimniß aufzuklären. Und dann spricht wieder eine Stimme in mir: forsche nicht weiter und laß die Todten ruhen! und sie spricht um so lauter, als dies Nachforschen von meiner Seite nicht nur wie die Pietät eines Sohnes gegen den frühentrissenen Vater erscheint, sondern wie der Eigennutz und die Habsucht eines Mannes, der lieber sein Erbe sich um jeden Preis wieder verschaffen will als es durch ein Leben voll nützlicher Thätigkeit überflüssig machen und sich

selbst verdienen. Wenn ich freilich denken muß, daß mein Erbe dem Wucher oder dem Bösen in irgend einer Pflanzstätte des Verbrechens dient, während es in meiner Hand zum Segen werden könnte, so möchte ich wieder Alles aufbieten, ob dies Geheimniß sich nicht doch endlich aufklären und die natürliche Ordnung der Dinge sich wiederherstellen lasse."

So weit hatte Erwin gelesen und Apollonia mit äußerster Spannung zugehört, als sie jetzt ihn lebhaft unterbrach: „Schreiben Sie ihm, daß er das thun muß — Alles aufbieten, um die wahren Umstände beim Tode seines Vaters zu erforschen. Er wird einmal immer wieder daran gemahnt und darf nicht als ein zweiter Hamlet an diesen nutzlosen Grübeleien darüber zu Grunde gehen. Schreiben Sie ihm, ein deutsches Mädchen habe gesagt, daß ein Mann nicht träumen und grübeln dürfe, daß er handeln müsse — ein Franzose zumal, der ja zu dem Volke der That gehöre — wenigstens glaubten wir ja bisher, es sei berufen, diese Rolle in der Weltgeschichte zu spielen — und wenn jetzt die ganze Nation diesen Charakter verleugne, meine ich doch, er brauche die trostlose Lethargie nicht mitzumachen."

„Aber was fordern Sie von ihm?" sagte Erwin überrascht. —

„Wenn er keine andere Aufgabe für sein Leben weiß, die ihn befriedigen kann, so soll er die erwählen, dem Tode seines Vaters nachzuforschen, die Leute aufzufinden, bei denen er herbergte und starb, denn eben, daß sie ihm verborgen blieben und ihrer Umgebung sich entzogen, macht sie verdächtig. Er soll darnach forschen, und vielleicht können wir selbst ihm behilflich sein, wenn wir nur die Namen wissen. Meine Eltern haben früher auch am Rhein gelebt, und die Handelsverbindungen unsres Hauses reichen weit in Europa und Amerika umher.“

Erwin betrachtete Apollonien lange prüfend und sagte dann: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so verstehe ich nicht recht, wie Sie sich plötzlich in eine Erinnys verwandeln möchten und einen unruhigen Freund zu Rachegedanken und Plänen aufstacheln — fast möchte ich denken, es sei wahr, was man von allen Evastöchtern sagt. —“

„Was denn?“ rief sie erglühend und sah ihn erschrocken an. —

„Die Neugier lasse ihnen keine Ruhe, bestimme unter tausend Fällen neunhundert und neunundneunzig Mal ihre Rathschläge wie ihr Handeln“ — sagte Erwin mit einer Stimme, die zugleich um Verzeihung bat für die kühne Rede. —

Aber sie ward nicht erzürnt wie er dachte, sondern lächelte, denn sie hatte sich vor einer andern Bemerkung

vor ihm gefürchtet. Vor sich niederblickend, sagte sie: „Eine große Bewegung, in die er sich stürzen könnte und darin gesund werden, giebt es nicht, noch eine That für das Allgemeine — wir sind von den objektiven Anschauungen und Lebenswegen wieder zu den subjektiven gekommen — es ist die Zeit des vollendeten Egoismus. Jeder suchte sich selbst zu retten aus der allgemeinen Brandung und sucht nun sich zu behaupten und ein Leben zu führen auf eigne Faust — „glücklich, wer einen stillen Hafen hat, in weiser Beschränkung darin sein Glück zu gründen und im Frieden vielleicht auch eine Stätte findet, Samen für die Ernten späterer Zeit zu säen, oder wer wie Sie im heiligen Strome der Kunst gesund sich baden kann und kräftigen zu Werken, die auch eine Zukunft haben und ihr gehören — aber Latour hat das Alles nicht, oder verschmäht es, weil ihn die unglückliche Leidenschaft verblendet, die ihn von hier fortgetrieben — darum such' ich für ihn eine Aufgabe, die seine ganze Seele erfüllt, damit er jene vergesse. —"

„Eine unglückliche Leidenschaft?" sagte Erwin erstaunt und bestürzt, und ergriff Apolloniens Hand — „also war es doch, wie ich ahnte — er ist um Ihretwillen gegangen!?"

„Um meinetwillen? o Gott!" rief Apollonia und riß ihre Hand aus der seinen — und um sich vor einer

Vermuthung Erwins zu schützen, die sie wie ein Hohn verletzte, sagte sie, was ihr sonst vor dem Freunde auszusprechen indiscret erschienen wäre, aber jetzt ihr Stolz gebot: „Um Herminens willen ist er gegangen!“

Erwin lachte fast laut — durch Apolloniens Erregung und das Ueberdenken ihres ganzen Betragens gegen Armand und seit seinem Weggang durchschaute er plötzlich Alles, was in ihr vorgegangen und sie noch bewegte — sie liebte ihn — und auch Armand ward ihm klar — er floh vor seiner Liebe zu dem reichen Mädchen aus Stolz und überschraubtem Ehrgefühl und sie gab dieser Flucht eine falsche Deutung. Aber er fühlte zart, daß er sie nur beruhigen durfte, indem er ihr diese nahm, ohne sonst ihr eignes Gefühl zu berühren, das sich nur in einem Moment der Erschütterung ihm verrathen hatte.

„Hätte ich doch den wunderlichen Verdacht früher gewußt, der meine Tante trifft!“ sagte er; „immer soll sie ganz allein aller Männer Unglück auf dem Gewissen haben! Und Sie denken das, Sie, die sonst immer meine Tante vertheidigte und an Ihrer Seite erschien, wenn Andere sich zurückzogen — aber Sie thaten das auch an jenem Unglückstag auf der „Sirene“, wo der unvorsichtige Merzien und der elende Mildenau sich noch mehr wie sie compromittirten — aber Latour? dem war sie eine frühere

Bekannte und weiter Nichts — auch sie nahm ihn nicht anders; er wäre der Letzte gewesen, auf den mein Oheim jemals eifersüchtig geworden oder im Entferntesten Ursache gehabt es zu sein —" und so fuhr er beredt fort, durch viele kleine Züge von Herminen und Armand Apollonien zu beweisen, daß beide nie mehr gegen einander als das Vertrauen alter Bekanntschaft, nie ein leidenschaftliches, unerlaubtes Gefühl für einander gehegt.

Apollonia hörte bang und doch so gern solcher Rede zu. Ihre ganze Seele lauschte in ihrem Ohr — Etwas wie eine süße Hoffnung stieg in ihr auf, daß Armand sie gemeint, wo sie an Herminen gedacht, daß sie sich nicht getäuscht, wenn sie seiner Huldigung für sie eine zarte Deutung gegeben — daß er vielleicht ihretwegen gegangen — sie kannte ja seinen Stolz, wie weh er ihr auch gethan, wenn seine Macht die der Liebe überwog. Aber da fiel ihr wieder jenes französische Billet ein, das sie einst an jenem Gartenfest gefunden und das sie für ein Schreiben Armands an Herminen gehalten hatte. — „Lassen Sie mich einen Blick auf seine Handschrift werfen," sagte sie plötzlich und griff nach Armands Brief in Erwins Hand — das waren ganz andere zierlichere Lettern, als jene flüchtigen — schon die deutsche Handschrift seines Briefes an ihren Vater hatte sie ein wenig schwankend gemacht, jetzt sah sie auch seine französische vor sich, die nichts Aehnliches

hatte mit der jenes Billets, das sie so unglücklich gemacht — und Erwin war in Eifer, seinen Freund wie seine Tante zu vertheidigen, Merziens Name entschlüpft — im Nu durchflog ihre Erinnerung frühere Scenen und frühere Gespräche — es ward ihr noch nicht Gewißheit, aber doch Möglichkeit, daß sie sich getäuscht, daß der Student ein begünstigter Anbeter Herminens war und der Franzose es nie gewesen.

„Grüßen Sie Latour von mir," sagte sie nach einer langen Pause, in der auch Erwin sich in ähnliches Sinnen verloren, „und daß ich ihn bitten lasse, wenn er Gedanken habe, vor denen er nicht schlafen könne, sie bei Tageslicht zu betrachten und Handlungen werden zu lassen, die ihm Arbeit geben, um jene zu bannen, bis das wirklich gelungen und keine Nachtgespenster ihm mehr begegnen. Vergessen Sie nicht hinzuzufügen, was ich Ihnen schon sagte, daß die Verbindungen unseres Hauses groß genug sind, um ihm in dieser Sache dienen zu können." Aber als habe sie doch allzulange bei diesem Gegenstand verweilt, stand sie auf, ging an den Flügel und suchte die Noten zurecht. Erwin folgte ihr schweigend, es war eine Lehrstunde ohne weitere freundschaftliche Unterbrechung, aber Erwin wollte es scheinen, als habe Apollonia nie so begeistert und froh gesungen wie heute. Es war Etwas in ihrer Stimme von ahnungsvollem Jubel und neuem reinen

Feuer, wie in der des Vögleins, wenn der Lenz kommen will und die Frühlingssonne alle schlafenden Leute weckte.

Während sie auf den Wellen der Töne sich wiegte, blieb Erwin, der in diesem Reiche herrschte, doch noch Zeit, mit seinem Nachsinnen die Entdeckung weiter zu verfolgen, die er in Apolloniens Herzen gemacht. Daß sie sich unglücklich fühlte, hatte sie ihm schon lange nicht verborgen, und er glaubte die Ursache dazu nur in einer Zerrüttung des Familienfriedens zu sehen, deren ganze Größe er freilich noch gar nicht beurtheilen konnte — jetzt sah er doch noch eine andere, tiefere Wunde. Aber vielleicht konnte sie geheilt werden! vielleicht konnte er selbst dazu beitragen. Als daher die Unterrichtsstunde geschlossen, kam er scheinbar absichtslos noch einmal auf seine Tante zurück und fügte hinzu:

„Entsinnen Sie sich noch, wie sie einmal zufällig bei Ihnen mit Latour zusammentraf und ihn dann in ihrem Wagen mit in die Stadt nahm? Ich glaube; sie that es absichtlich, um die Leute über sich sprechen zu lassen, aber gerade, wo sie wußte, daß sie ihr Unrecht thaten. Am andern Morgen ward Latour von Alfred Merzien gefordert — er begriff durchaus nicht, womit er ihn sollte beleidigt haben, und erklärte, daß es überhaupt wider seine Grundsätze sei, sich zu schlagen — ich kam zufällig zu der Scene zwischen Beiden, die mir ziemlich komisch

war, da Merzien den Verzweifelten, den tödtlich Beleidigten, den rächenden Ritter spielte, und Latour erst darüber eine Erklärung verlangte, was er sich habe zu Schulden kommen lassen, und wodurch er in ihm plötzlich einen so erbitterten Gegner gefunden. Merzien nannte endlich die Hofräthin Falkenthal als Gegenstand des Kampfes; Latour blieb dabei, weder für, noch gegen, noch über sie Lanze oder Stab zu brechen — und endlich brachte er Merzien zur Vernunft, indem er ihm deutlich machte, daß er durch solch' wunderliches Gebahren erst die Dame compromittire, als deren Ritter er auftreten wolle. Er redete dem Jüngling so ins Gewissen, daß er beschämt seinen vorzeitigen Eifer aufgab und sich mit Latour versöhnte."

Apollonia hörte dieser nachträglich aufklärenden Erzählung schweigend zu — aber alle Kobolde, die durch ein unseliges Mißverständniß herbeigerufen, so lange ihr Herz mit scharfen Krallen und giftigen Zähnen gemartert hatten, begannen aus ihren Winkeln hervorzukriechen, nicht um ihr unheimliches Werk aufs Neue zu beginnen, sondern um Reißaus zu nehmen und friedlicheren Genien einen Platz zu gönnen.

Als sie allein war, lös'ten sich die erregten Empfindungen in einen Strom von Thränen. Sie hatte sich geirrt! wie glücklich machte sie das Bewußtsein dieses Irrthums! Und doch! welche Vorwürfe knüpfte sie daran —

und welche Hoffnungen durfte sie denn damit verknüpfen? Latour war von ihr getrennt, für immer aus ihrer Nähe verbannt — und wenn sie jetzt freudig aufathmete in dem Glauben, daß er Herminen nicht liebe, daß nicht eine unerlaubte Empfindung ihn unglücklich gemacht, konnte sie denn darum denken, daß er für sie von ähnlichen Gefühlen erfüllt gewesen, wie sie bei ihm für Herminen vorausgesetzt? — und wenn es so war — jetzt war es doch zu spät für sie, die Irrungen zu lösen, die sie allein verschuldet zu haben meinte, jetzt hatte er ja vielleicht bei einer Andern gefunden, was er bei ihr vergebens gesucht. Aber doch! die Sprache seines Briefes war ja die eines Unglücklichen, Unbefriedigten — und so war Apolloniens ganzes Wesen in Aufregung aus Freude und Schmerz gemischt, aber auch in diesem innern Wechselspiel der Gefühle war ihr wohler als in jener erzwungenen apathischen Ruhe, in der sie in der letzten Zeit verharrt hatte.

IX.

Vater und Sohn.

„Wo Huld und Treue nicht den Herd behüten,
Da baut Verstörung sich ihr Nest im Haus,
Des Abgrunds finstre Larven auszubrüten,
Die tilgen Fülle, Ehr' und Frieden aus."
Elfried von Taura.

Es war am zweiten Tage nach jenem Concert, als der Präsident allein in seinem Kabinet war wie an jenem Abend, da er die unglückverkündende telegraphische Depesche erhalten. Nur scheinbar hatte er sich von dem Schrecken erholt, den sie ihm eingeflößt und er überdachte wieder und wieder, was zu thun sei, um sich und sein Haus neben allen anderen Verlusten auch noch vor dem schlimmsten Verlust, dem der öffentlichen Ehre zu retten. Ein scharfgeschliffenes Rasirmesser lag neben ihm — wenn er es an seine Kehle setzte, so ersparte er sich beschämende Geständnisse und Antworten und noch beschämendere

Auftritte — aber was war im Grunde weiter damit gewonnen! Er brauchte keinen ehrlosen Schritt im Leben zu thun — aber indem er ihn aus demselben hinaus that, setzte er dadurch seinen Namen und seine Familie nicht minder der Schmach, ja noch einer viel größern aus, als diejenige war, welche ihr zu ersparen sein Wunsch wie seine Pflicht war. Was galt ein ganzes Leben voll gewissenhaft bewahrter Amtstreue, Familienehre und all dem Glanz und Ansehen, mit dem er sich und die Seinen umgeben, voll allgemeiner Achtung, die er sich erworben — wenn es dann mit Selbstmord endete? Und nicht nur das, wenn dann dieser Selbstmord doch nicht geheim blieb und noch weniger die Ursache, welche ihn herbeigeführt — wenn die Gläubiger kamen und seine Familie in den Schooß der Armuth hinabsank? Was war denn sein Verbrechen? er war schwach gewesen, aber nicht schlecht, schwach gerade inmitten seiner Familie — und er war es gewesen, weil sein Gewissen ihm ein Unrecht an ihr vorwarf — das er zu sühnen suchte durch diese Schwäche, die immer nur an das Nächstliegende dachte. Was hatte nun Alles geholfen, das er aus gutem Herzen gethan, wenn er das Aergste ihr nicht ersparen konnte? Traf ihn dann nicht eine viel größere Schuld, wenn er die Seinen plötzlich allein und unrettbar durch seinen feigen Tod ins Elend stieß, das er ihnen

immer verborgen, auf das er sie niemals vorbereitet hatte. Mußte er nicht aushalten mit ihnen und das Aeußerste zu seiner und ihrer Rettung versuchen? Und war es denn eine allzu große Demüthigung oder ein Unrecht, wenn er dasselbe von seinem Sohne verlangte? Hatte denn nicht er hauptsächlich durch die Summen, die er vergeudete, den Ruin der Familie verschuldet? Hatte nicht alle seine Schulden, wenigstens so weit sie zu seiner Kenntniß kamen, der Präsident gewissenhaft bezahlt und hatte nicht seine Gemahlin nach und nach fast ihr ganzes Vermögen geopfert, um den leichtsinnigen Sohn sein leichtsinniges Treiben fortsetzen zu lassen? Was war es denn weiter, wenn er jetzt endlich ein ernstes, entscheidendes Wort mit ihm sprach — und sein eignes Geschick in seine Hände legte?

Der Präsident schob das Rasirmesser unter einen Stoß Papier und klingelte. Ein Diener erschien.

„Ist mein Sohn zu Hause?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Diener.

„Sieh nach, und wenn er da ist, lasse ich ihn bitten, zu mir zu kommen — ist er nicht da, soll man ihn mir melden, sobald er kommt."

Es war ein seltener Fall — Leopold war zu Hause und der Diener kam mit der Antwort zurück, daß der junge Herr gleich kommen werde. Das machte den

Grübeleien des Präsidenten ein Ende — er hätte sonst aufs Neue gezögert, mit sich gekämpft, wäre unschlüssig geworden — jetzt stand er mit ernster, ruhiger Haltung vor dem Sohne.

„Ich bin zu Deinem Befehl," sagte Leopold, der eilig eintrat; der Vater winkte ihm, sich zu setzen.

„Ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden" — begann er.

Leopold warf sich in einen Armsessel, der am Fenster stand und schielte durch dasselbe hinaus auf die Promenade, wo vereinzelte Spaziergänger sich der winterlich kalten Luft aussetzten und er dabei lächelte, daß die Damen blaue und rothe Nasen hatten, die sie vergeblich unter dem zweifelhaften Schutz der kleinen Hüte durch dichte Schleier zu schützen und zu verbergen strebten — mit diesen Worten begann sein Vater gewöhnlich seine Strafpredigten, wenn er mit ihm unzufrieden war über alte oder neue Schulden, leichtsinnige Streiche oder übermüthige Handlungen, die ein fatales Aufsehen gemacht, über die versäumte Carrière und den zu wenig darauf gerichteten Sinn — solche Reden waren für Leopold selten mehr als langweilig und er suchte immer nach einem Auskunftsmittel, sich dagegen zu schützen. Indem er so auf die Straße blickte und sein rechtes Bein nachlässig mit dem linken schaukelte, stimmte diese Stellung wenig

zu der ernsten, diesmal aber doch mehr niedergedrückten als würdevollen Haltung seines Vaters. Die Einleitung, die dieser machte, war für Leopold keine außergewöhnliche. Der Präsident sprach von den Summen, die der Sohn ihm gekostet, und wie er nach und nach ihm bereitwillig sein ganzes Vermögen geopfert, weil er ihn nicht habe wollen sinken lassen und immer die Hoffnung gehabt, er werde dadurch auf den rechten Weg geleitet werden und ihm durch eine ehrenvolle Laufbahn vergelten können, was er ihm geopfert — aber dies Ziel sei noch nicht erreicht und er jetzt mit seinen Mitteln und Opfern zu Ende.

Leopold antwortete ein wenig ungeduldig auf diese Rede, die ihm gerade jetzt sehr am unrechten Orte schien: „Ich weiß nicht, warum Du mir das jetzt sagst, wo ich gar keine Forderung an Dich gemacht, noch zu machen gedenke!"

Der Präsident sah in dieser Antwort eine Bestätigung der Erzählung seines Secretärs und sagte darum um so sicherer: „Ich weiß das; Du bist glücklich im Spiel gewesen und die durch die gesprengte Pharaobank gewonnenen zehntausend Thaler werden ein wenig vorhalten."

Leopold sah mit blitzenden Augen zu dem Vater auf — jetzt fesselten ihn die Müßiggänger der Promenade

nicht mehr als dieses Wort — aber er verstand es falsch — er dachte, sein Vater wolle ihm damit weiter nichts sagen als auch noch das Spiel ihm als ein Laster vorwerfen und zugleich ihm verstehen geben, daß er allwissend sei und nicht nur von den Streichen des Sohnes, sondern auch von dem verbotenen Treiben anderer Personen und ihren geheimen Spielhöllen Kenntniß habe. Leopold durfte sich sagen, daß ihn diesmal ein unverdienter Vorwurf traf — aber zugleich wollte er sein jenen Spielern gegebenes Ehrenwort nicht brechen, dem Präsidenten keine Anzeige zu machen. Anfangs etwas betroffen, fragte er dann mit nachlässiger Miene: „Wo hast Du dies alberne Märchen her?"

Der Präsident durchschaute einen Theil der Gedanken Leopolds, dessen Charakter trotz aller Fehler und verwerflicher Auswüchse doch immer noble Züge aufzuweisen hatte, und sagte darum: „Du hast Deinen Spielgenossen versprochen, auf keinen Fall bei mir ihr Verräther zu sein, und Du kannst Dir getrost das Bewußtsein bewahren, ihnen Dein Wort gehalten zu haben. Ich wußte immer von der Existenz dieses Klubs durch Andere als durch Dich und so ist es auch mit der Geschichte, die Dir dort begegnet. Damit allein habe ich es Dir gegenüber zu thun, nur von Dir und über Dich selbst verlange ich Rechenschaft — und von dem, was zwischen

Dir und dem Kaufmann Ruhlmann, dem Du das Geld abgewonnen, weiter vorgefallen — alle andern Persönlichkeiten und Verhältnisse will ich gern aus dem Spiele lassen."

Leopold besann sich eine Weile, dann sagte er stolz: „Wenn Du einmal so gut unterrichtet bist von jedem meiner Schritte und von jedem Ort, den ich besuche, so weißt Du auch, was ich weiter that, oder man hat mich bei Dir nur verleumden wollen und es ist abermals gelungen."

„Du hast kein Vertrauen zu mir und ich habe keines zu Dir haben können," entgegnete der Präsident sehr ernst; „das ist unser Familienunglück — ich muß mich selbst schuldig bekennen, das so spät einzusehen. So will ich denn zuerst sprechen. Man erzählte mir, daß Du in dem Spielklub, nachdem Du die Bank gesprengt und Herr Ruhlmann bestürzt und wimmernd zusammengebrochen, ihm das abgewonnene Geld vor die Füße geworfen und mit einem romantischen Theatercoup die Scene und den ganzen Klub geschlossen habest — so weit schien mir dies Dir ähnlich zu sehen — aber Tags darauf wirst Du wohl das verschmähte Geld angenommen haben —"

„Tags darauf," unterbrach ihn Leopold, „ließ mich Herr Ruhlmann bitten zu ihm zu kommen, und ich ant-

wortete, daß ich keine Zeit dazu habe und ließ mich entschuldigen — da kam er noch einen Tag später selbst, erklärte mein Schuldner zu sein und bereit, mir das Geld auszuzahlen — einen Augenblick weidete ich mich an den schlechtverborgenen schmerzlichen und ärgerlichen Empfindungen, welche ihm diese Bereitwilligkeit machte, und dann erklärte ich dasselbe wie an jenem Spielabend, daß ich kein Freund vom Hazardiren sei — daß ich vielleicht ein wenig übermüthig mich in jenen Klub gedrängt, aber nur um den Herren, die sich zuweilen zu Richtern meiner Sitten aufgeworfen, zu zeigen, daß die ihrigen nicht ehrenwerther wären — nicht aber, um mich für länger als einen Abend zu ihrem Kumpan zu machen oder den wohlfeilen Sieg zu benutzen, den eine Laune der Fortuna mir gegönnt. — Der reiche Handelsherr mochte reden was er wollte: ich nahm weder seinen Mammon, noch brachte seine beleidigte Miene mich auf. Er ging endlich und suchte sich aus der Schlinge zu ziehen, indem er sagte: „So schreibe ich Ihnen die zehntausend Thaler bei mir gut und Sie können diese Summe in jedem beliebigen Posten erheben — nur bitte ich, daß Sie sich damit immer nur an mich wenden, da ich meine Leute nicht erst speciell von unserm Uebereinkommen in Kenntniß setzen will — ich hoffe recht bald das Vergnügen zu haben, Sie bei mir zu sehen —" fügte er mit

diabolischem Hohnlächeln hinzu, als wolle er sagen: ich weiß, daß Du viel Geld brauchst und nächstens kommen wirst! Aber ich habe es mir geschworen, ich werde ihm niemals diesen Triumph gönnen, weil er ihn erwartet, der elende Krämer soll von dem Edelmann beschämt sein und bleiben, wie sehr er auch meint, der Fall könne sich umkehren. Viel ehrenvoller ist es, sich wegen seiner Schulden erschießen, als sie durch ein Wort an eine solche Kaufmannscreatur vermindern, der dann meinen könnte ein Recht zu haben, herablassend oder verächtlich auf den Adel herabzusehen."

Der Präsident ging aufgeregt im Zimmer auf und ab und rang während dieser letzten Worte nach Athem. Der Sohn sagte ihm unaufgefordert und unbewußt, was er zu thun habe — und er konnte es doch nicht thun! Er wußte nun, wie die Sache stand — der Sohn brauchte nur ein Wort zu sprechen und Allen war geholfen — aber es war ein unwürdiges Wort, eins, das er verdammte, gegen das sein ganzer Stolz sich aufbäumte — der Sohn würde es niemals sprechen und der Vater that etwas, was er nie gethan, wenn er, der so streng auf Recht und Ehre hielt und dem Sohn immer Vorwürfe machte, wenn er ihn von diesem Wege abweichen sah, ihn jetzt selbst darauf drängen wollte. Seine ganze Seele

empörte sich dagegen — und doch, gab es denn einen andern Ausweg?

„Es sind seitdem ein paar Wochen vergangen," sagte er; „bist Du indeß bei Ruhlmanns gewesen — oder wenn Du ihn trafst, wie nahm er sich gegen Dich?"

„Mit kriechender Freundlichkeit," antwortete Leopold; „man muß solchen Leuten durch Uebermuth imponiren, so werden sie zahm. Natürlich sah ich ihn nur am dritten Orte. Ueber seine Schwelle bin ich nicht mehr gekommen, trotzdem, daß ich sonst gern hin ging, denn Apollonia ist ein interessantes Mädchen."

„Apollonia ist ein interessantes Mädchen," wiederholte der Präsident halb für sich — und wie ein neuer Vorwurf fiel das Wort in seine Seele — wenn er dem Verhältniß Zeit lassen konnte sich zu entwickeln, war es möglich, daß sein Wunsch, sein lange gehegter geheimer Plan sich erfüllte, daß Leopold um Apollonien warb — daß er die Erbin einer Million heimführte, den alten Glanz und die Ehre seines Hauses wieder herstellte, ohne daß Jemand erfuhr, daß beide sonst gefährdet gewesen. Vielleicht war er dem Ziele seiner Wünsche nahe, vielleicht gab der berechnende Vater seine Tochter um so eher einem Schwiegersohn, der ihm bewiesen, daß er trotz seinem verschwenderischen Lebenswandel von ihm kein Geld annahm, der sich ihm so frei von niederem Interesse

gezeigt. Aber das bedurfte Zeit — Zeit, die für ihn nicht zu verlieren war, wenn ihm noch geholfen werden sollte; ihm waren nur noch Tage zugemessen, und dort handelte es sich um Wochen und Monden. Und er sollte selbst von seinem Sohne eine Handlung fordern, durch die dieser Lieblingsplan erschwert, wenn nicht unmöglich werden mußte? Er war unfähig einen klaren Gedanken, viel weniger einen Entschluß zu fassen und Worte dafür zu finden. So versank er in dumpfes Brüten, aus dem ihn die Frage des Sohnes endlich weckte:

„Und wegen dieser albernen Geschichte ließest Du mich rufen? Ich dachte, es sei etwas Wichtigeres."

„Du hast Recht," antwortete der Präsident; „es ist etwas Wichtigeres, ich wollte von meinen eignen Angelegenheiten mit Dir sprechen. Höre mich einmal ruhig an. Du thatest das nie, wenn ich Dir unsere zerrütteten Vermögensverhältnisse offen darlegen wollte, weil Du dachtest, ich wolle Dich damit schrecken und dies nur thun, Deiner Verschwendung zu steuern — jetzt, wo Du mir versicherst, meine Hilfe oder meine Zuschüsse nicht zu bedürfen, wirst Du mir kein solches Motiv unterlegen."

Leopold wollte den Vater nicht unterbrechen, aber er rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, denn er kannte diese Einleitungen und wo sie gewöhnlich hinauswollten — es war ihm immer ein unerquickliches

Thema und er glaubte auch heute so wenig wie jedes frühere Mal daran, daß der Gradmesser der Vermögensumstände seines Vaters so tief unter Null gesunken, wie dieser ihn sehen ließ. Aber der Präsident war diesmal ausführlicher. Er berechnete, welche enorme Summen Leopold gekostet, wie die Toiletten von Gemahlin und Tochter fast allein seinen Gehalt verschlungen und er all' den übrigen Aufwand von den Kapitalien seiner Gemahlin habe bestreiten müssen. Wie diese von Jahr zu Jahr und immer schneller geschmolzen, weil die Interessen immer knapper geworden, und wie endlich Nichts mehr ihm übrig geblieben sei als einige Tausende. Er habe dieselben zu einer Spekulation in Papieren verwendet, die allem Anschein nach eine sehr günstige gewesen, und sich dazu noch von einem Agenten viertausend Thaler geliehen. Da habe er gestern eine telegraphische Depesche erhalten, daß jene Spekulation verunglückt und das Geld verloren sei. Zugleich laufe jener Wechsel über die Viertausend in wenig Tagen ab — der Darleiher verlange sein Geld, sei zu keiner Gestundung zu vermögen, sei indeß aus einem Freund ein Feind geworden, drohe mit Schimpf und Schande, mit Wechselarrest, wenn der Wechsel nicht zur Minute baar und richtig eingelöst sei.

Leopold hatte mit Theilnahme zugehört — in andern Städten hatte er dies Verfahren und auch den gegen

ihn verhängten Wechselarrest selbst kennen gelernt — sobald sein Vater davon Kunde erhielt, hatte er stets eilig Alles für ihn bezahlt, ihn aus diesem schmachvollen Aufenthalt zu befreien — welch' viel unerhörtere Schmach war es, wenn den Präsidenten das Loos traf — aber das konnte, das durfte nicht sein! Da mußten sich viele Auswege finden lassen und noch mehr Freunde und Bekannte, die es sich zur Ehre schätzten, die erforderlichen Viertausend dem Präsidenten vorzustrecken. Er sprach sich ähnlich aus und war, wenn auch verwundert, doch nicht erschüttert durch das Geständniß, dem er immer noch nicht vollständig glaubte. Freilich war es ihm dabei auch nicht gleichgültig, wenn er statt für den Sohn und Erben eines reichen Mannes zu gelten, der eines Beamten war, der seinen hohen Posten verlassen mußte, weil er bankerott geworden. Aber dies war ja gar nicht möglich! an einen Mann in seiner Stellung konnte sich ein gemeiner Wucherer doch nicht wagen.

Der Präsident antwortete darauf kopfschüttelnd und mit schlagenden Gründen — er hatte sich selbst in die Hände jenes Wucherers gegeben und mußte ihn eben doppelt fürchten gerade wegen dieser hohen Stellung, in der er sich nicht behaupten konnte, wenn ein so auffälliger und entehrender Schritt gegen ihn gethan ward. Er hatte keinen Freund, dem er sich entdecken und von dem

er Hilfe erwarten konnte und hier in der Stadt keinen Collegen, dem er sich hätte vertrauen können. Es waren nur untergeordnete Beamte, von denen keiner im Besitz einer augenblicklich disponiblen Summe von solcher Größe sein konnte — und wäre es selbst so gewesen, so hätte er sich doch bei keinem von ihnen durch Erbittung eines solchen Dienstes seine Stellung und den Respekt vergeben mögen, den er von ihnen zu empfangen gewohnt war.

Leopold schwieg nachdenklich und bekümmert. Ueber seine eigenen Schulden und Sorgen setzte er sich leicht hinweg — aber seinen Vater so davon niedergebeugt zu sehen, konnte er schwer ertragen. Dazu kam das Bewußtsein, daß er selbst durch seine Verschwendung doch die größte Schuld trug an dieser Zerrüttung. Daß er seine Eltern solchen schweren Tagen ausgesetzt, war ihm jetzt zum ersten Mal recht fühlbar. Das Roth der Beschämung trat auf seine blassen Wangen, ein schimmerndes Naß stand in seinen feurigen Augen, er stand auf, trat dicht neben seinen Vater, legte auf dessen Schulter seine Hand und sagte gerührt:

„Ich fühle jetzt mein Unrecht, wie ich es noch nie gefühlt — was kann ich thun, um es zu sühnen?"

Der Vater drückte ihm mit der einen Hand die seinige, mit der andern schob er die Papiere weg, unter denen er vorhin das Rasirmesser verborgen hatte und

sagte: „Ich sehe keine andere Rettung als diese — aber zuvor wollte ich noch mit Dir sprechen —"

„Vater!" unterbrach ihn Leopold entsetzt, „wie kann ich Dich verstehen?"

„Dein Entsetzen verräth, daß Du mich verstanden!" antwortete der Präsident tonlos.

„Du, der immer so gewissenhaft, so rechtschaffen gehandelt," rief Leopold, „Du wärest einer That fähig, die Du —"

„Die Du selbst vorhin empfahlst," unterbrach ihn der gebeugte Vater, „in diesem Augenblick bereute ich sie nicht schon vollführt zu haben, daß mein Zögern nur die Pein vermehrt — und den Entschluß reift, denn weiter konnte es zu Nichts führen, wie ich sehe — der Hoffnungsschimmer, der, ohne daß Du es ahntest, mir von Dir ausging, war nur ein trügerischer Schein."

„Aber was kann ich thun?" rief Leopold, „ich bin bereit Alles zu thun, was Du von Deinem Sohne fordern kannst — aber ich hatte gedacht, ich wäre der letzte von allen Menschen, in einer solchen Angelegenheit zu rathen und zu helfen! Ich lese in Deinen Blicken die Anklage, daß ich den Ruin unsers Hauses verschuldet — ich habe nie einen solchen Blick in unsere Verhältnisse gehabt, wie Du mich ihn jetzt thun lässest — ich muß mich selbst anklagen, Dir nicht früher geglaubt zu haben, wenn

Du ähnliche Andeutungen darüber machtest, sondern nur der Mutter, die sie hinweglächelte und Dir noch weniger glaubte, wie ich selbst — weiß sie jetzt darum?"

Der Präsident schüttelte mit dem Kopfe: „Du hast Recht, sie war noch ungläubiger als Du selbst und wollte mich niemals anhören, wenn ich davon begann — meine Warnungen vor ihrer Verschwendung, meine Bitten sich einzuschränken, legte sie mir als Geiz aus, als übertriebene Aengstlichkeit, sie pochte auf ihr eignes Vermögen, ohne zu wissen, wie sich Tausende verzehren, wenn man sie schlecht anlegt und ein Hundert nach dem andern vom Kapital verthut — die Folge meiner Vorstellungen war dann immer, daß die Verschwendung absichtlich ward, die erst nur leichtsinnig gewesen — meinen Ermahnungen und Bitten zum Trotz — es war mit ihnen, wie mit Dir —"

„Vater!" unterbrach ihn Leopold, „keine Vorwürfe mehr! ich mache mir selbst größere, als Du mir jemals machen könntest — aber welche Hoffnung setztest Du jetzt auf mich? ich begriff das nicht — aber sage mir, was ich thun soll, Du wirst einen gehorsamen Sohn an mir finden!"

„Wie ich sah, daß ich bei Dir an einer Sittenänderung und an einer ehrenvollen Carrière verzweifeln mußte," begann der Vater, „dachte ich, Du würdest eine

gute Partie machen. Du hast Glück bei den Damen, eine vortheilhafte Heirath würde —"

„Vater, nur das fordere nicht!" unterbrach ihn der Sohn mit Heftigkeit; „ich will Alles thun, aber nur nicht einen so widerwärtigen Schritt, der aller Männerehre Hohn spricht, wie oft er auch gethan wird, und der den, welcher ihn thut, zeitlebens zu einem Sklaven macht."

„Ich habe Dir nie wieder einen solchen Vorschlag gemacht," sagte der Präsident, „seit mein letzter zu einem so widerwärtigen Ausgang führte. Aber so sind diese Wünsche und Versprechungen! Mit Worten bist Du zu jedem Opfer bereit, aber wenn man eins fordert, ist Dir gerade das unmöglich, ich kenne das. Wir wollen nicht weiter davon sprechen. — Ich muß scheiden ohne den Trost zu haben, für die schwachen Frauen in ihrem Sohn und Bruder eine Stütze zurückzulassen!"

„Sprich nicht so!" rief Leopold; „es muß einen Ausweg geben! diese viertausend Thaler müssen geschafft werden — und selbst wenn ich mich für zeitlebens verkaufen wollte — wie könnte ich meine Werbung mit der Forderung eines solchen Darlehens beginnen?"

„Du willst mich nicht verstehen," sagte der Präsident — „ich hörte, Du habest Zehntausend im Spiel gewonnen, und wollte Dich um einen Theil dieser Summe bitten — dann wäre Alles gut geworden."

Leopold erbebte — „Verstehe ich recht! — o Alles, nur das nicht —"

Der Präsident fand sein diplomatisches Lächeln wieder, um mit ihm zu sagen: „Es ist gut, ich kenne Dich und sagte es Dir vorher, dein „Alles, nur das nicht!"

„Aber fühlst Du denn nicht selbst, wie unwürdig, wie gemein es wäre, wie ich mich für immer blamirte, wenn ich zu diesem Krämer ginge — — denn jetzt verstehe ich Dich —"

„Nicht mehr blamirt als durch den Bankerott und Selbstmord Deines Vaters," sagte dieser, „heute setztest Du Dich dem Spott eines Menschen aus — in drei Tagen trifft nicht Dich allein, sondern Vater, Mutter und Schwester der Hohn der ganzen Stadt."

Es war eine lange fürchterliche Pause zwischen Vater und Sohn — jeder versank in tiefes Sinnen und banges Prüfen, was Kindes-, was Vaterliebe, was Pflicht und Ehre gebot — es war ein langes fürchterliches Schwanken zwischen beiden, endlich raffte sich Leopold auf, ergriff die Feder und sagte, einen Bogen Papier auf dem Schreibtisch suchend: „Ich will die Zeilen hier schreiben und sie in dem Augenblick, wo ich Dein Kabinet verlasse, dem Diener geben — ich möchte es sonst nicht vermögen — aber wenn es keinen andern Ausweg giebt, so sollt Ihr

nicht sagen können, daß ich Euch retten konnte und es nicht that, um mir etwas Schimpfliches zu ersparen —"

„Nein, thu' es nicht!" sagte der Vater — und fügte doch leise vorwurfsvoll hinzu: „ich wollte nur, Dein Ehrgefühl hätte sich früher geregt, so wäre uns dies Alles jetzt erspart."

Leopold hatte geschrieben, adressirte an Ruhlmann mit dem Bemerken „eigenhändig zu eröffnen" und versiegelte das Billet mit seinem Ringe; dann sagte er, sich gewaltsam zusammenraffend mit möglichster Ruhe: „Du siehst, es ist mir schwer geworden, etwas zu thun, was mir eine Stunde vorher unmöglich erschien — aber lieber will ich diese —" er verschluckte das Wort „Gemeinheit" — „begehen, als wie die größere einer Heirath um des Mammons willen — und so versprich mir denn, daß von einer solchen nie wieder die Rede sei, und daß mir Dein Segen nicht fehlt, wenn es mir einmal gefiele, ein armes Mädchen zu wählen."

Der Vater gab ihm die Hand und sagte: „Ich werde Dir dies Opfer nie vergessen!" Erschöpft sank er zusammen da, Leopold das Zimmer verlassen. Jetzt mußte er beschämt vor ihm stehen, den er selbst zu einer unwürdigen Handlung verleitet! Die Sorgen der letzten Tage, die wie Lasten auf seiner Brust gelegen, fielen davon ab — vor der Welt war er gerettet und die Seinen mit ihm —

aber dafür erhoben sich in der Brust unheimliche Dämone und an die Stelle der Sorge trat das Bewußtsein der Schuld! Es war kein Hauptverbrechen, das er sich vorzuwerfen hatte — es war immer nur eine kleine Schwäche, die eine andere Schwäche, ein kleines Vergehen, das ein anderes nach sich gezogen — es waren die Kreise auf dem Wasserspiegel, die der fallende Stein erzeugt — einer kam aus dem andern; es war die Schneeflocke, die oben im Gebirge gefallen, zur andern Flocke sich drängt und so fort, bis die Lawine brausend in den Abgrund rollt oder ihn aufreißt — er konnte jetzt nicht anders — und er, der streng rechtliche Mann, der gute Familienvater, der hochgeachtete Beamte war so weit gekommen, den eignen Sohn, den er oft einen verlornen genannt, selbst zu einer unwürdigen Handlung zu verleiten! —

X.

Ein Maskenball.

Das Laster flieht zu seinen Finsternissen,
Wenn sich die Tugend naht. Was ihren Blick umflammt,
Ist ein erscheinendes Gewissen,
Das schweigend den Verworfenen verdammt."

Tiedge.

In der Fastnachtszeit lebte man in unserer Universitätsstadt so heiter und gesellig, wie es nur in solchen Mittelstädten möglich ist, die über dem Niveau kleinstädtischer Beschränktheit und Mittellosigkeit schweben und doch nicht dem raffinirten Luxus der großen Städte verfallen sind, der immer die größere Hälfte der Bewohner von den geselligen Freuden ausschließt und diesen hier einen steifen, dort einen unsittlichen Anstrich giebt, immer aber die Gemüthlichkeit verdrängt.

Studentenaufzüge, Concerte, Bälle, kleine Maskeraden, das Alles folgte im bunten Wechsel aufeinander. Elise interessirte sich aber nur für die beiden ersteren,

wenigstens war sie von der Theilnahme an den letzteren ausgeschlossen. Ihr Vormund wollte es so, und wie wenig auch Fräulein Knößel seinen allzustrengen Ansichten huldigte, so fand sie doch, daß es für ein junges Mädchen kein Unglück sei, wenn es von dem berauschenden Treiben einer Geselligkeit fern bliebe, die meist doch nur verflachend, oder im schlimmeren Falle entnervend wirkt. Ob nun auch unter den Bekannten des Fräuleins sich viele freundliche Familien fanden, die Elisen gern ein Vergnügen verschafft hätten, so blieb doch sie selbst gleich ihrer Pathe standhaft bei ihrer Weigerung diesen Einladungen gegenüber und empfand niemals Sehnsucht danach, sie anzunehmen. War sie doch immer in solcher Abgeschiedenheit gewesen, daß sie sich nur fremd und beengt in größerer Gesellschaft fühlte, statt sich heiter und harmlos darin dem Vergnügen zu überlassen. War ihr doch so wohl daheim bei der guten Pathe, wenn sie ihr hilfreich zur Hand gehen oder fleißig sticken, oder Abends ihr vorlesen konnte. War es doch ihr größter Genuß, daß Erwin Falkenthal wöchentlich einmal kam und sie im Singen unterrichtete. Denn er blieb nicht aus, wie auch die Aufführung seines Werkes vorüber war und Elise nicht zu bewegen, in andern Concerten mitzusingen. Er hatte seinen Oheim, den Pastor Langenberg selbst um Erlaubniß gebeten, dessen Mündel zu unterrichten und

hatte sie erhalten, da er unentgeltlich dazu bereit war, was er freilich den beiden Damen verschwieg, und unter der Bedingung, daß sie darum nicht Mitglied des Gesangvereins werde — was der Pastor für sie unpassend und zu zerstreuend halten mochte. Statt Merziens Instrument hatte man ein anderes gemiethet, das Erwin auch verschafft hatte. Er freute sich der Fortschritte seiner Schülerin und Elise trieb mit so viel Eifer die edle Kunst, als ihre Zeit erlaubte, denn sie wollte Nichts davon hören, daß sie ihr etwas Anderes als Nebensache und Vergnügen sein sollte. Die allein dem Kunstgenuß geweihten Concerte besuchte die Pathe mit ihr als Zuhörerin — aber weiter erschien sie nicht in der Gesellschaft. In einem dieser Concerte war es auch, wo sie Leopold nach jener Aufführung wiedersah, und da sie nahe an der Ecke saß, sich in ihre Nähe drängte und sie in den Pausen unterhielt. Aber im nächsten Concert konnte er sich ihr nicht nähern — Fräulein Knößel hatte ihre Pflegebefohlene so zu placiren gewußt, daß er sich mit einem Gruß aus der Ferne begnügen mußte, indeß sie mit Schrecken bemerkte, wie sein Lorgnon immer in der Richtung nach ihr blieb. Aber, was ihr noch wunderlicher, wenn auch weniger bedenklich war: auch der Präsident blickte oft verstohlen nach ihr hin — oder sollte gerade er es thun, weil er die schwache Seite seines Sohnes dem weiblichen

Geschlecht gegenüber kannte und in Elisen selbst ein neues Opfer derselben bemitleidete oder verachtete?

Fräulein Knößel empfand etwas wie heiligen Zorn gegen die beiden Männer, obwohl sie selbst wußte, daß sie dazu noch gar kein Recht habe — aber sie konnte sich nun einmal nicht helfen, sie war unruhig und besorgt um Elisen, ja um so mehr, als diese selbst in Leopolds Betragen nichts Anstößiges bemerkt hatte und das ungünstige Vorurtheil der Pathe gegen ihn überhaupt nicht zu theilen schien. Sie wußte es daher einmal so einzurichten, daß sie Erwin ohne Elisens Gegenwart traf, um da offen, wie sie immer war, sich gegen ihn über Leopold auszusprechen.

„Herr von Lastenau ist Ihr Freund," sagte sie, obwohl ich diese Freundschaft nicht recht begreife. Ich muß es ehrlich heraus sagen, Sie sind ein so solider junger Mann und durch eine harte Prüfungsschule gegangen, aber Herr von Lastenau ist von Ihnen das gerade Gegentheil, und so ist es mir auch immer, als müsse man von ihm das Gegentheil erwarten."

„Aber Sie beurtheilen ihn doch vielleicht zu streng," fiel Erwin ein, „er hat sich in der letzten Zeit sehr geändert."

„Nun," sagte das Fräulein fast etwas piquirt, „wenn Sie denn so sehr auf ihn halten und vielleicht

Einfluß auf ihn haben, so sagen Sie ihm doch, daß es mich und Elisen sehr verdrießt, wenn er kein Auge von ihr verwendet und sich wo möglich mit seiner Unterhaltung immer an sie drängt — sein Betragen ist auffallend — er giebt Elisen am Ende gar schon dem Stadtgeschwätze preis — wie wollen Sie das entschuldigen? Ich bereue schon darum, daß Elise in Ihrem Concert gesungen, weil er sie da kennen gelernt."

Erwin dachte eine Weile nach, dann sagte er: „Gesehen hat er sie schon früher — aber Sie haben Recht, seit jener Aufführung zeigt er ein lebhafteres Interesse für sie. Da Sie mich darnach fragen, darf ich es nicht verheimlichen — wir sind schon nahe daran gewesen, uns über diesen Punkt zu entzweien. Er ersuchte mich, ihn unter irgend einem Vorwand bei Ihnen einzuführen, ich verweigerte es hartnäckig — seitdem sucht er Merziens Freundschaft, mit dem er eigentlich gespannt war — ich fürchte nur, um einen Vorwand zu haben in Ihr Haus zu kommen."

„Ist es möglich?" rief Fräulein Knößel ganz erschrocken; „so habe ich doch recht! Ich bin Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ein Rencontre für mich vermeiden wollen — indeß hab' ich eine Art, solchen dreisten Burschen entgegen zu treten, sie mögen nun von vornehmem oder geringem Herkommen sein, daß ihnen die Lust ver-

gehen würde, meine und meiner Pathin Bekanntschaft weiter zu suchen — übrigens danke ich für Ihre Aufrichtigkeit, ich weiß nun, daß ich mich nicht getäuscht habe und mich nicht lächerlich mache, wenn wir auf unserer Hut sind.“

Wirklich kam ein paar Tage darauf Lastenau einmal um seinen Freund abzuholen, wie er sagte, wo dieser aber gar nicht da war. Das Dienstmädchen wieß ihn damit ab — und Charlotte bedauerte nur, daß sie nicht selbst die Gelegenheit gehabt hatte, dies auf eine energischere Weise zu thun. Der Verbindungshund hatte ihn ohnedies mit drohendem Geknurr und Gebell empfangen.

Seitdem schien es, hatte Leopold diese vergeblichen Versuche einer Annäherung an Elisen aufgegeben. Es waren jetzt auch zu viel Bälle und Gesellschaften aller Art, in denen er immer wieder den unverwüstlichen Festordner machte, als daß er hätte, umringt von einem ganzen bunten Damenflor, im reichsten Glanze strahlend, an das einfache Schneeglöckchen denken sollen, wie ihm Elise erschienen war. Besonders beschäftigten ihn und den größten Theil der Stadtbewohner die Vorbereitungen zu einem Maskenball, der zwar in einer geschlossenen Gesellschaft, aber doch auch mit für durch Karten eingeladene Nichtmitglieder stattfinden sollte.

Ein Maskenball war für Elisen ein wundersamer Gedanke. Sie konnte sich gar keine Vorstellung von dergleichen machen, und da sie oft gar zu quer fragte und zwar ohne den Wunsch selbst hinzugehen auszusprechen, da sie seine Erfüllung gar nicht für möglich hielt, doch nicht müde ward, kopfschüttelnd und neugierig den Beschreibungen von Maskenbällen zu lauschen, welche die Pathe in ihrer Jugend mitgemacht hatte, so sagte diese endlich: „Wenn Dir die Sache gar zu märchenhaft anziehend erscheint, so wollen wir ein paar Stunden hingehen und sie uns mit ansehen. Natürlich gehen wir, ehe man sich demaskirt, und außer dem befreundeten Ehepaare, von dem wir uns mitnehmen lassen, braucht gar Niemand zu erfahren, daß wir da gewesen, Du selbst darfst es auch nicht ausplaudern, aber diesen kleinen Spaß kann ich Dir schon einmal machen, Du kommst ja ohnehin nirgends hin."

Wer war darüber glücklicher als Elise in all' der Kindlichkeit und Natürlichkeit ihres Charakters, und mit welch' heiterer Jugendlust machte sie ihren Anzug zurecht, dessen Bestandtheile in ihrer eignen Garderobe sich fanden, nur daß sie so zusammengesetzt wurden, daß ein Landmädchen in der sonntäglichen Volkstracht ihrer heimischen Gegend daraus entstand. Das alte Fräulein hatte noch einen schwarzseidenen Domino für sich aus frühern Zeiten

her — funfzehn Jahre lang hatte er sorgsam gegen Motten und Moder verwahrt in ihrem Schrein geruht und jetzt holte sie ihn wieder hervor, um ihn ihrer Elise zu gefallen noch einmal zu benutzen. Es knüpften sich schmerzlich süße Erinnerungen daran — darum hatte sie ihn aufbewahrt, und wenn sie auch jetzt mit ruhiger Resignation an alles Vergangene dachte, so brachte sie doch immer ein Opfer, daß sie ihn noch einmal anlegte. Aber sie wollte ja Elisen eine Freude und sich keine größere Ausgabe machen — nicht aus Geiz, sondern weil sie sofort berechnete, wie viel weniger sie den Bedürftigen geben konnte, wenn sie für einen Abend einige Thaler mehr ausgab, als das Budget ihrer Vergnügungskasse gestattete. Ein Griff dafür in die Kasse, die sie für ihre Wohlthätigkeitszwecke führte, wäre ihr wie ein Diebstahl erschienen.

Wie Elise nun dort war im wogenden Gedränge der Masken, hing sie ängstlich am Arme der Pathe, weil ihr ganz unheimlich wurde unter den fremdartigen Gestalten, die ihr wahrscheinlich auch ohne die Masken fremd gewesen wären. Kamen nun gar Einzelne auf sie zu, forschten nach ihrem Namen oder versuchten einen Scherz mit ihr, so zog sie sich vollends scheu zurück und flüsterte gar Charlotten zu, indem sie fast Thränen in den Augen hatte: „Wir wollen doch lieber wieder gehen, so hatte ich

es mir nicht gedacht — ich wollte nur zusehen — aber so mitten darunter fürchte ich mich und kann mir vor Angst auch die schönstgeputzte Maske nicht ansehen."

„Ja, das habe ich mir bald gedacht," lächelte Charlotte, „dies Maskenfieber habe ich in meiner Jugend auf meiner ersten Redoute auch gehabt — aber nachher gefiel es mir doch. Wenn Du gern nach Hause gehen willst, so wollen wir nur erst einmal die Runde durch den Saal machen; klammere Dich aber nur nicht zu ängstlich an mich an — Du siehst, dies macht gerade Aufsehen."

Wie leise diese Worte gesprochen waren, so wurden sie doch von einem Spanier, in Sammet und Atlas reich gekleidet, gehört, der die Beiden schon lange aufmerksam beobachtet hatte und ihnen gefolgt war — er trat jetzt vor und bat das liebliche Gebirgsmädchen um die zweite Polonaise, die eben begann. Elise wich zurück und wollte nicht tanzen — aber gleichzeitig ergriff ein alter Herr mit Puder und Perücke Fräulein Knößels Hand und wollte sich eben so wenig abweisen lassen wie der Spanier — endlich flüsterte sie Elisen ins Ohr: „Es ist besser, wir gehen in dieser Polonaise durch den Saal, wir sind da viel weniger belästigt, als wenn wir uns so allein herumdrehen — ich bleibe mit meinem Herrn gleich hinter Dir, und unser Rococopaar," sie meinte das Ehepaar, mit dem sie hierher gegangen, „folgt uns auch."

So gab Elise dem Spanier den Arm und Jene folgten. Er sprach nur wenig artige, aber doch ermunternde Worte zu ihr, so daß sie anfing etwas leichter aufzuathmen, sich unbefangener umzusehen und zu geben. Der Rath mitzutanzen erschien ihr so übel nicht; jetzt erst kam es ihr vor, als ob sie mit hierher gehöre, und sie dachte schon nicht mehr an das Fortgehen. Zuweilen kehrte sie das Köpfchen zurück und nickte Charlotten zu, als wolle sie ihr damit sagen, daß sie sich nun wohl und heiter fühle. Aber bei dieser Tanzpromenade blieb es doch nicht, es kamen verschiedene Touren an die Reihe und da gab es zuweilen eine kleine Verwirrung. Ja Elise, unbekannt und ungeübt in dergleichen Dingen, mußte sich selbst die Schuld geben, eine solche angerichtet zu haben — und da sie gelöst war, gewahrte sie zu ihrem Schrecken, daß sie sowohl von ihrer Dame im schwarzen Domino, wie auch von dem Rococopaare getrennt worden. Sie machte auch ihren Spanier darauf aufmerksam — der setzte ihr mit aller Höflichkeit auseinander, daß sie in der letzten Tour nach einer falschen Seite ausgewichen, wodurch die Trennung entstanden, daß aber nichts darauf ankomme, denn sobald der Tanz beendet, werde er sie sicher wieder zu den Ihrigen geleiten, wenn man nicht schon im Tanz sich wieder zusammenfände.

Eine zierliche Amazone in schwarzem Sammetkleid,

die silberne Reitpeitsche zuweilen mit keckem Muthwillen schwingend, war jetzt mit einem altdeutschen Jüngling Elisens Vorderpaar. Beide erschienen ihr fast bekannt, und als sie ihnen ganz nahe kam, klang ihr auch trotz der Maske die Stimme des Jünglings bekannt.

„Endlich," hörte sie ihn flüstern, „endlich nach einem halben Jahre der qualvollsten Trennung, einer mir selbst auferlegten Pein, endlich einen Augenblick Deiner beseligenden Nähe, endlich eine Stunde, wo ich Deine Hand in der meinen halte; o ich werde sie nicht so bald wieder loslassen!" — und er schien diese Hand fester zu drücken, indem ihre Eignerin sagte:

„Mißbrauche die Maskenfreiheit nicht! bezähme Deine Leidenschaft, vor deren Ausbruch mir bangt — wenn mein Mann Dich erkennt —"

„O nur jetzt sprich mir nicht von ihm; nur jetzt banne nicht durch Nennung seines Namens den Zauber dieser Stunde! Laß uns in diesem Maskenspiel vergessen, wozu das dumme Maskenspiel des Lebens uns verdammte — sei meine gnädige Herrin."

Elisens Hand zitterte in der ihres Begleiters, da ihr feines Ohr diese Worte erlauschte — an der Stimme erkannte sie Alfred Merzien — und die Dame — sie mußte verheirathet sein — und hörte doch solche Worte an — Elisens keusche Seele erbebte wie in einer ähn-

lichen ahnungsvollen Situation die Apolloniens — aber um so tiefer. je ferner sie von der Welt gelebt und von deren frivolen Verhältnissen keine Ahnung gehabt — und um so höher wallte ihr Zorn darüber auf und sie vergaß in dieser sittlichen Entrüstung fast Alles um sich her — wer sie war und wo sie war — doch nein! sie dachte an dies Letztere, dachte daran, daß ihr Begleiter, der wohl Schmeichelworte, aber keine zudringlichen Reden oder Berührungen neben ihr gewagt, ihr erklärt hatte, daß er auf einem Maskenball gerade niemals schmeichle, denn darin eben bestehe das hauptsächlichste Vergnügen desselben, daß man, ohne zu beleidigen, die Wahrheit sagen könne und manchen Personen eine gute Lehre geben, die sie im gewöhnlichen Leben übel bemerken würden — und so könne man auf einem Maskenball oft mehr Böses oder Gutes stiften als sonst im ganzen Leben — Elise begriff jetzt plötzlich diese Deutung, so wunderlich sie ihr vorhin geklungen, und so wandte sie sich plötzlich mit einem kecken Entschluß zu dem vor ihr stehenden Jüngling und flüsterte ihm in's Ohr: „Alfred Merzien — ein echter deutscher Jüngling sollte sich schämen so zu einer deutschen Frau zu reden!"

Mehr sagte sie nicht, denn da sie die Worte heraus hatte, erbebte sie am ganzen Körper über ihre eigne Keckheit, und noch mehr, als Leopold ihre Hand plötzlich

küssend rief: „Heilige Unschuld! zu Dir wird auch Keiner so zu sprechen wagen, und wenn ihm das Wort schon auf den Lippen stünde!" — und wie würde sie erst gebebt haben, wenn sie hätte in sein Herz sehen können, aus dem, wie von dem Blick eines Engels berührt, plötzlich alle Dämonen flohen und zitternd zu seinen Füßen sanken, als erwarteten sie seinen Richterspruch. Elise ahnte Nichts von dieser Apotheose, die sie im Herzen eines Wüstlings erfuhr — aber es war ihr nach den Worten, die ihm so schnell entschlüpften, als fühle sie sich nun viel sicherer und freier an seiner Seite — Merziens erschrockener und zürnend prüfender Blick erschreckte sie nicht — aber es war ihr, als ob die Augen seiner Dame durch die Maske Schlangen nach ihr schössen, und sie zog darum ihren Tänzer von diesem Paar hinweg in die Nähe eines andern, das ihr auch bekannt erschien — denn sie gewöhnte sich allmälig, die Masken prüfend zu betrachten, ob sie nicht irgendwo Bekannte sähe, und überließ sich dem eigenthümlichen Vergnügen mit aller Harmlosigkeit ihrer Jugend.

Ein Ritterfräulein an der Seite eines Malteserritters. Vielleicht war es Erwin, Haltung und Größe stimmten, aber Elise getraute sich doch nicht ihn sicher zu erkennen — aber in der Dame mit dem prachtvollen Schleppenkleid von himmelblauem Moiré über den silber-

gestickten weißen Atlas — die reichste Damenmaske, die es gab, zugleich mit der schönsten Gestalt, der stolzesten Haltung und den blühendsten Formen erkannte sie Apollonien — sie schrieb diesen Namen in ihre Hand, aber Apollonia errieth nicht, wer das liebliche Landmädchen war — aber wohl ihren Tänzer — Elise hatte ihn bis jetzt selbst nicht gekannt, und da sie nun aus Apolloniens Zeichen erfuhr, daß es Leopold von Lastenau sei, ward sie doch wieder ein wenig schüchterner neben ihm, als sie zuletzt gewesen — und da die Polonaise endlich zu Ende, begann sie ängstlich mit den Augen nach dem schwarzen Domino zu suchen und bat Leopold, sie zu ihrer Duenna zu führen. Aber es schien, als sei sie verschwunden. Beide suchten vergebens, immer aufgehalten durch andere Masken, die im Begegnen mit ihnen, oder mit denen Leopold scherzte, bewegten sie sich im Gedränge hin und her und fanden die Gesuchte nicht. Ein neuer Tanz begann. Diesmal ein Walzer. Elise bat Leopold ihretwegen nicht den Tanz zu versäumen — sie werde allein weiter suchen und wenn nicht den schwarzen Domino, doch das Rococopaar finden, mit dem sie gekommen. Aber Lastenau bat sie, auch diesen Tanz mit ihm zu tanzen — die Ihrigen suchten sie vielleicht auch und würden sie unter den Tanzenden ja eher gewahr werden, als wenn sie in den Ecken und hinter den Säulen

verschwände. Sie willigte endlich ein auf seine schmeichelhaften Bitten. Während dieses Tanzes kam ein Briefträger zu ihr und übergab ihr einen Brief; sie nahm ihn und scheute sich das Oblatensiegel zu öffnen, weil sie fürchtete, es könne ein unangenehmer Scherz sein. Aber endlich that sie es doch auf Leopolds Neckereien, der ihr heilig versicherte, er wolle das zarte Geheimniß gar nicht kennen, das sie vielleicht darin erwarte. Sie las für sich die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Wenn Du wüßtest wer der Spanier wäre, würdest Du nicht mit ihm tanzen. Fliehe ihn, eh' es zu spät ist! Diese Warnung gilt nicht nur für heute."

„Ein wunderlicher Scherz!" sagte Elise, als Leopold sie wieder mit dem zarten Geheimniß neckte — und da er mit den Neckereien darüber nicht nachließ und auch den Briefträger, der sich eben wieder näherte, hineinziehen wollte, gab Elise vor dessen Augen Leopold den Brief. Der Briefträger zog sich zurück. Leopold fuhr zusammen, wie er die Zeilen erblickte, sagte dann aber leicht zu Elisen: „Sie sehen, wie man Sie mir mißgönnt — weil man mich um meine Tänzerin beneidet, schrieb man Ihnen diese Zeilen und ahnt nicht, daß Sie den Schreiber so hart bestrafen, mir selbst dies Dokument zu überliefern." Er wollte das Papier zu sich stecken, aber Elise haschte ängstlich darnach, und wie sie es ergriffen hatte, zerriß sie

es in lauter kleine Stückchen und warf sie an die Erde. Die Nebenstehenden mahnten zum Tanz, Leopold konnte Nichts erwidern, aber indem er Elisen zum Tanze umschlang, flüsterte er fast trunken: „Jetzt weiß ich, wie einer verlornen Seele ist, die ihren Engel gefunden!“

Eben als dieser Tanz zu Ende war, meldete ein Harlequin, daß der gesuchte kleine schwarze Domino gefunden sei und in einem Nebenzimmer auf das Gebirgsmädchen warte. Er sei beauftragt, dasselbe zu ihr zu geleiten. Elise, darüber erfreut, ging mit den beiden Herren in die Nebenzimmer zur Rechten, deren eine ganze Doppelreihe sich eins an das andere schloß. Durch Mooswände und Draperien aller Art waren die letzten derselben zu kleinen verschwiegenen Asylen umgeschaffen, in welche Ermüdete sich zurückziehen, Damen Kleinigkeiten an ihren Toiletten in Ordnung bringen und Paare, die lieber allein als im Gewühl sich zusammenfanden, die Masken ein wenig für einander lüften konnten. Aber der kleine schwarze Domino fand sich nicht und der Harlequin hatte sich schon in den ersten Zimmern, wo noch zahlreiche Masken waren, verloren. Einige dieser Zimmer hatten auch Ausgänge nach außen; der Portier einer solchen Thür sagte zu Leopold: „das bestellte Zimmer Nr. 10 — der schwarze Domino wartet darin —“; er starrte Leopold verwundert an, als dieser sagte: „so

bitte ich der Dame zu sagen, daß wir sie hier erwarten — nun warum zaudern Sie? ich will diese Dame nicht erst hinausbemühen."

Indeß der Portier verblüfft die Thür öffnete, ging im Corridor auch eine Nebenthür auf und ein weibliches Stöhnen ließ sich hören — angstvoll trat Elise hinaus, weil sie dort Charlotten glaubte — aber es war die Amazone, die ohne Maske halb ohnmächtig und wie sich sträubend von den Armen eines maskirten braunen Domino erfaßt war — Leopold sprang schnell hinzu und rief befehlend: „Lassen Sie die Dame los!" —

„Bitte, erhitzen Sie sich nicht unnöthig," war die Antwort des Domino, indem er die Maske abnahm — es war der Hofrath Falkenthal, der seine Gemahlin in den Armen hielt — und dem Portier befahl er: „einen Wagen!"

Etwas entfernter erblickte Elise Alfred Merzien, wie er, da er in jener geöffneten Thür mehrere Masken sah, der Treppe zueilte — vielleicht weil auch sein Gesicht keine Larve mehr verhüllte.

Elise wußte nicht, was das Alles zu bedeuten hatte, aber es ward ihr unendlich bange. Leopold kehrte mit ihr in das Zimmer zurück, in dem sie beide allein waren,

„Wo ist der schwarze Domino?" fragte Elise angstvoll.

„Es scheint,“ sagte Leopold sinnend, „man hat sich einen schlechten Scherz mit uns erlaubt — der Harlequin ist verschwunden und hat uns vielleicht absichtlich getäuscht — ich werde ihn darüber zur Rechenschaft ziehen — ich weiß nicht, ob Sie hier weilen, oder mir wieder unter die Masken folgen wollen — es ist besser, Sie wählen das Letztere — oder was meinen Sie — dort ist die himmelblaue Ritterdame im Nebenzimmer — wollen Sie sich zu ihr gesellen, bis ich den schwarzen Domino gefunden?“

„Ja, ja,“ rief Elise freudig beistimmend. Lastenau sprach mit so seltsam bewegter Stimme, sah sie so feurig und eigenthümlich an, daß sie wieder wie vorhin einmal eine plötzliche Angst überfiel, so neben ihm zu sein — und doch mochte sie auch nie den Versuch machen, ihm zu entfliehen, weil sie allein unter dem unbekannten Maskengewühl sich noch viel verlassener fühlte — wie sie jetzt sich dem Zimmerausgange nähern wollte, rief er:

„Nur noch einen Augenblick!“ und vor ihr auf ein Knie sinkend stammelte er: „Elise Sernau! heilig geliebtes Mädchen, Du weißt nicht, welchen Sieg Du unbewußt errungen! welchen Sieg über mich selbst ich Dir danke! und wenn Du alle Welt den Leopold von Lastenau verdammen hörst und von ihm sagen, daß er die Frauen verachte und nur mit ihnen spiele, so sage Du, daß er

anbetend vor einem unschuldigen Mädchen kniete, da er eins fand."

„Mein Herr!" sagte Elise bestürzt.

„Sage mir, daß Du mich nicht verachtest! Du hast kein Recht dazu, Du nicht — jetzt nicht mehr, wenn Du es je gehabt!" rief er immer heftiger.

„Stehen Sie nur auf!" sagte Elise ängstlich, „ich verachte Niemanden, warum denn Sie? — Ich war ja froh, wie ich einen Bekannten in Ihnen fand!"

Er stand auf, drückte ihre Hand an seine Lippen und sagte: „Bete für mich! — sage Niemandem, was zwischen uns geschehen — aber gieb mir ein Zeichen, daß Du mir nicht zürnst!"

Sie nahm eine Blume aus ihrem Haar, gab sie ihm und sagte flehend: „Nun lassen Sie mich zu Apollonien und bringen Sie mir den schwarzen Domino!"

Er nahm sie an der Hand und führte sie zu Apollonien. „Schöne Edeldame," sagte er, „dies verirrte Gebirgskind möchte ein Weilchen Eures hohen Schutzes genießen, bis ich ihre natürliche Beschützerin aufgefunden."

Elise erklärte heimlich Apollonien, wer sie sei und wie sie fürchte, ihre Pathe suche sie eben so vergeblich, wie sie dieselbe. Apollonia nahm sie freundlich an den Arm und ging mit ihr in das dem Saal am nächsten be-

findliche Zimmer, indeß ein Schwarm von Bewunderern den beiden plötzlich vertraut gewordenen Schönen nachzog.

Drinnen im Gedränge stieß der Malteser auf Leopold und rief: „Wo hast Du das Gebirgsmädchen?"

„Was geht das Dich an — oder mich?" antwortete Leopold.

„Verstelle Dich nicht!" rief Erwin; „zwischen uns ist es mit dieser Maskerei wie mit jeder vorbei -- ich weiß Alles!"

„Gut!" sagte Leopold, „so laß Dir von dem Gebirgsmädchen selbst sagen, was sie von mir hält — ich nehme den Kampf mit Dir auf — aber erinnere Dich, daß Du mir einmal sagtest: „Der Engel des Ewig-Weiblichen, der die Kraft zum Erlösen habe, sei mir noch nicht vorübergegangen — jetzt ist er mir erschienen!"

Erwin stand stumm und betroffen.

Plötzlich aus dem vorigen Pathos in seinen gewöhnlichen nachläßigen Ton umspringend, sagte er: „Wenn Du etwa den kleinen schwarzen Domino gesehen, so sage mir, wo ich ihn finde — das Gebirgsmädchen und ich suchen seit Stunden nach ihm."

„Lügner!" rief Erwin.

Aber Leopold hörte wohl kaum das Wort, wenigstens eilte er schnell auf die Gesuchte zu, die er so eben erblickte, rief: „Endlich!" und flüsterte der Betroffenen

zu: „Ich habe Elisen in Fräulein Ruhlmanns Gesellschaft gelassen, da sie des Suchens müde ward — wo haben Sie gesteckt?"

Fräulein Knößel kehrte ihm verächtlich den Rücken und antwortete nicht — aber da sie Erwin gewahrte, trat sie zu diesem und sagte: „Um Gotteswillen, wo ist sie?"

Er antwortete mit Achselzucken.

Aber Leopold sagte ruhig, als habe er nichts bemerkt noch gehört: „Ich werde Ihnen sogleich die Gesuchte bringen, wenn Sie sich nicht in das Nebenzimmer bemühen wollen."

In wenig Augenblicken trat er aus diesem mit Apollonien und Elisen und führte sie zu der besorgten Pathe. Beide erklärten dem Fräulein, wie sehr und vergeblich sie gesucht — Elise erklärte sich zum Nachhausefahren bereit, versicherte aber in kindlich heiterer Erregtheit, daß sie sich vortrefflich amüsirt habe und noch vergnügter gewesen sein würde ohne das vergebliche Suchen.

Die Pathe fand aber doch, daß es Zeit zur Heimkehr wäre und verließ mit Elisen den Ball.

XI.

Des Maskenballes Folgen.

„Und da geschah ein Wehschrei, ach, ein Wimmern,
Das aus dem Traum mich jählings aufgeschreckt."
Julius Mosen.

Fräulein Knößel war ungewöhnlich verstimmt bei der Heimkehr vom Maskenball und erklärte, wie sehr sie es bereue, dort gewesen zu sein. Elise aber sprach schmeichelnd ihren Dank dafür aus — sie habe so Etwas nie gesehen, nie erlebt und werde es nie vergessen. Es thue ihr herzlich leid, wenn die gute Pathe sich dort schlechter befunden als sie — aber sie sei ja immer so gut, mit eigner Aufopferung ihr und Andern eine Freude zu machen, und so werde sie auch diesmal sich damit trösten und ihr den Aerger vergeben, den sie ihr vielleicht ganz unschuldigerweise verursacht durch die von ihrem Tanzungeschick herbeigeführte Trennung von ihr, die das ewige Suchen veranlaßt — und dann schloß sie solche herzinnige Vorstellungen mit der Frage: „Aber wo warest Du nur auch indessen,

daß Dich Niemand finden konnte und Niemand Dich gesehen, wie viele wir auch nach Dir fragten, schickten und ihnen den kleinen schwarzen Domino beschrieben?

Der verstimmten Pathe schien bei diesem heiter unbefangenen Geplauder ganz sonderbar zu Muthe zu werden; sie selbst blieb die Antwort schuldig und fragte nur, wo Elise gewesen. —

Diese erzählte, daß sie mit Lastenau getanzt und dann in den Nebenzimmern sie gesucht, weil ein Harlequin sie dort gesehen habe. —

„Ein Harlequin?“ fragte die Pathe; „wie war sein Anzug?“

Elise beschrieb ihn. —

„Derselbe!“ rief Charlotte und hielt dann plötzlich inne. —

„Welcher denn?“ fragte Elise jetzt. —

Die Pathe besann sich eine Weile und sagte dann: „Ich glaube, er hat uns beide nur zum Besten gehabt — und Lastenau auch!“

„Lastenau gewiß nicht!“ rief Elise eifrig; „den Harlequin kannte ich nicht, das kann sein — am Ende gehören ja solche schlechte Späße auch in seine Rolle.“

„Du scheinst sehr für Lastenau eingenommen,“ sagte das Fräulein, „und ich habe Dich schon vor ihm gewarnt.“

„Liebes Pathchen, Du kennst ihn ja auch nur vom Hörensagen," sagte Elise unendlich sanft, „und sagst doch sonst, daß man nicht auf die üblen Nachreden der Leute zu viel geben soll. —"

Charlotte schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Daß er keine Frauenachtung kennt, hat sein Freund Falkenthal selbst eingestanden. —"

„Aber mir hat er sie bewiesen!" rief Elise feurig.—

„Elise!" mahnte Charlotte bange und fragte dann milder: „Erzähle doch, wie er sie Dir bewies — was er mit Dir sprach."

„Alles, wenn Du es hören willst!" sagte Elise, und erzählte wahrheitsgetreu und ausführlich, was er geredet, und auch, wie er zuletzt vor ihr gekniet und ihre Hand geküßt hatte — dann sie Apollonien übergeben.

Die Pathe umarmte Elisen nach dieser Beichte, an deren Wahrheit sie nicht zweifelte, und die, indem sie ihr die eine Sorge nahm, ihr dafür eine andere gab — und weil sie sich selbst noch nicht klar war, was sie aus dem Allen schließen und dazu sagen sollte, gab sie Elisen einen herzlichen Kuß und sagte, sie möge sich zur Ruhe legen, es sei spät nach Mitternacht, und morgen wollten sie einander weiter von der Maskerade erzählen.

Aber als Elise in ihrem Kämmerchen war und müde in das weiche Lager gesunken, konnte sie doch nicht schlafen.

Zu wunderbar waren ihr die letzten Stunden vergangen, zu tief war sie erregt, ihre Phantasie schuf ihr noch immer aus den Masken gaukelnde Bilder — da fuhr sie auf einmal heftig zusammen, denn ein Schuß krachte durch ihre wachen Träume und durch das friedliche Haus. Gleich darauf schlug Cäsar an, man hörte ihn an der Treppe hin und her laufen und immer lauter bellen.

Elise warf sich in ihren Schlafrock und eilte zu der Pathe, von der sie nur ein Zimmer trennte. —

„Was giebt es?" fragte diese, im Bett sich aufrichtend. —

„Hörst Du nicht?" sagte Elise. —

„Cäsar heult ängstlich," antwortete Charlotte; „aber was sollte es weiter sein, als daß die Studenten später und minder nüchtern als wir vom Maskenball nach Hause gekommen. —"

„Nein, nein!" behauptete Elise ängstlich; „hörtest Du denn nicht, daß ein Pistolenschuß erst den Hund alarmirte? Es ist etwas Schreckliches geschehen!"

Der Hund heulte und kratzte jetzt an der Stubenthür.

„Was das Thier nur hat!" sagte Charlotte, indem sie aufstand; „aber Du hast Dich getäuscht, es ist ja sonst Alles still, Du plauderteſt nur heute mehr, und wenn Du etwas Aehnliches wie einen Pistolenschuß gehört, so hat

höchstens einer unserer Studenten die Thür ungebührlich ins Schloß geworfen. —"

„O bitte, laß uns nur nachsehen!" bat Elise. —

Fräulein Knößel war bei allen Gelegenheiten resolut, und da der Hund nicht ruhig ward, öffnete sie die Thür und trat beherzt hinaus. Elise leuchtend mit ihr.

Der Hund ward still, wie er sah, daß sein Geheul Jemand geweckt, sah mit klugen Augen seine Herrin an und ging die Treppe hinauf. —

„O laß uns ihm folgen!" sagte Elise und eilte nach, indeß das Fräulein folgend sagte:

„Ist Jemand hier?"

Aber Alles blieb still. —

Cäsar stand vor Merziens Thür und kratzte daran. —

Elise lehnte ihr Ohr an sie und sagte hastig: „Still! da drinnen röchelt es — hörst Du Nichts?"

„Du bildest Dir's ein!" sagte Charlotte und lauschte auch, aber Cäsar zog an Elisens Kleid und sah mit Blicken zu ihr auf, als wolle er ihr Recht geben.

Nach einer Weile sagte Charlotte: „Es klingt wahrhaftig wie Stöhnen — jetzt höre ich's auch — Herr Merzien!" rief sie durch die Thür — „sind Sie krank?"

Es folgte keine Antwort. —

Jetzt trat aus dem Nebenzimmer ein Student, und da er die Frauen gewahrte, sagte er: „Hörten Sie auch

Etwas? Mir klang es wie ein Schuß oder Schlag aus Merziens Zimmer und der Hund fing an zu heulen — ich rufe ihn laut durch die Wand, aber Nichts antwortet — drinnen aber ist er — er hatte Licht, wie ich heim kam!"

„So ist ihm ein Leid geschehen!" sagte Elise. —

„Oder er hat es sich gethan!" der Student. —

„So müssen wir hinein!" das Fräulein. —

Sie ging, um einen Hauptschlüssel zu holen — aber er ging nicht ins Schloß, der Schlüssel steckte innen. „Was thun wir nun?" sagte sie. —

„Er stöhnt noch!" rief Elise zitternd.

„Wir brechen die Thür auf," sagte der Student; „ich will es selbst thun und auch verantworten. —"

Elise sprang nach einem Beil aus der Küche die Treppe hinab und hinan. —

Der Student führte einige starke Schläge und die Thür sprang auf — er trat zuerst ein und stieß mit dem Fuß an ein Pistol — dies und ein Blick auf das Bett erklärte Alles — Merzien lag halb auf seinem Bett und blutete aus einer Kopfwunde, die Augen waren halbgebrochen, aber aus der Brust drangen noch röchelnde Töne — die Glieder zuckten noch im Todeskampfe. —

Elise riß das Handtuch von der Wand, tauchte es in den Wasserkrug und legte es, keines Wortes fähig, auf seine Stirn — aber der Student, ein Mediciner, sagte:

„Ach, Fräulein, es ist zu spät — das ist eine andere Wunde als jene, die Sie einst verbanden — er wird bald ausgeathmet haben. —"

„Elise kniete an dem Bette nieder und faltete die Hände. —

„Stirb ruhig, armer Freund!" sagte der Student, sich über den verscheidenden Commilitonen beugend: „Ein Engel betet für Dich — Dir wird vergeben werden!"

Es war, als flöge ein Lächeln über Merziens Züge, die Zuckungen ließen nach. —

Charlotte stand regungslos an der Thür und faltete auch die Hände — sie hatte Elisen hinwegziehen wollen von dem schrecklichen Anblick — jetzt wagte sie es nicht — und so betete sie auch wie sie — der Verbindungshund saß neben dem Bette und leckte die herabhängende Hand seines Herrn — auch er hatte eine traurige Pflicht erfüllt, aber er durfte jetzt auch ruhig sein, denn er hatte die Hausbewohner geweckt, daß sie dies Sterben sahen, und da sie es nicht verhindern konnten, erleichterten.

Es verging eine stille halbe Stunde — voll jener Augenblicke, die kein Zeitmaß zulassen, so groß und heilig sind sie und darum so außer aller Zeit heben sie mit leisen Flügelschlägen die Seelen empor in höhere Regionen — und die eine dieser vier Seelen war mit ihnen entflohen, da die andern drei zurückkehrten — vielleicht zuerst ge-

mahnt von einem blassen Strahl des anbrechenden langen Wintertages, der an die Fensterscheiben zu klopfen und zu mahnen schien an ein Leben, in dem auch in die stillste, heiligste Stätte eine Frage von Außen drang und Antwort forderte. —

Charlotte dachte zuerst an die Frage, die man hier thun werde — sie zupfte den Studenten und sagte leise, als könne ein lautes Wort die entseelte Hülle stören oder die andern Schläfer im Hause wecken: „Herr Schmidt, ich muß den Fall bei der Polizei anzeigen, sowie der Tag anbricht — es ist einmal nicht anders — Sie waren sein Stubennachbar und, wie mir schien, sein bester Freund — ist er Ihnen denn vorgekommen, als trüge er sich schon mit einem so schrecklichen Entschluß — oder wissen Sie eine Ursache dazu?"

Schmidt schien unschlüssig, was er antworten sollte — er warf einen Blick auf den Schreibtisch und sagte: „Da liegt ein versiegelter Brief!" — und indem er ihn aufnahm, fügte er hinzu: „er ist an mich adressirt."

Während er ihn öffnete und las, hob Charlotte Elisen auf, die immer noch neben der Leiche auf den Knieen lag, und suchte sie mit sanftem Zuspruch aus dem Zimmer zu ziehen. Elise gehorchte willenlos — ein Thränenstrom brach aus ihren klaren Augen, die so Schreckliches gesehen,

und tief seufzend, sagte sie, sich an Charlotten lehnend: „O Gott, Pathe! das Leben ist fürchterlich!“

„Wenn es mit einem solchen Tode endet!“ stimmte Charlotte bei — aber sie verstand noch nicht, was Elise meinte, indem sie sagte: „Das Leben ist fürchterlicher als der Tod.“

Elise schwankte in ihr Zimmer — sie dachte an die Worte, welche sie den altdeutschen Jüngling zu der Amazone im Tanz hatte sagen hören, bei denen sie geschaudert — sie dachte daran, wie sie Herminen bleich und halb ohnmächtig in den Armen ihres wie vor Wuth zitternden Gatten sich sträuben sehen und Merzien mit verstörten Mienen sich davonschleichen — und wenn ihr reiner, unschuldiger Sinn auch nicht den ganzen Hergang faßte, der diesen Jüngling in den Tod getrieben, so ward ihr doch der schreckliche Zusammenhang dieser wechselnden Bilder klar. All das Grauen kam über sie, das ein unschuldiges Gemüth erfaßt, das zum erstenmal den Schleier weggerissen sieht von unglücklichen und sündhaften Verhältnissen, die bisher ein gütiges Geschick ihm verhüllt hatte.

Indeß las Schmidt den Brief, in dem sich noch ein zweiter, versiegelter befand, den er zu sich steckte, und sagte dann zu Fräulein Knößel: „Er ist den Tod Werthers gestorben — um deretwillen, die er frevelhaft geliebt, wie

um seiner Eltern willen bittet er mich zu sagen, daß er vom Ball erhitzt fortgegangen und über Nacht vom Schlag getroffen sei — wenn Niemand als wir Drei den Schuß gehört, so ist es vielleicht möglich, die Welt dies glauben zu machen — die Stirnwunde kann von dem Sturz auf ein Möbel herrühren — und das Pistol nehme ich an mich."

„Nein, nein!" rief Fräulein Knößel, „das wäre unbesonnen — den Todtenbeschauer und die Gerichtspersonen dürfen wir nicht täuschen — aber wir wollen ihnen die letzte Bitte des Todten nennen — sie werden Rücksicht nehmen — das Universitätsgericht müßte denn den Fall als warnendes Beispiel betrachten wollen. —"

„Dagegen habe ich ein Mittel!" rief Schmidt; „lassen Sie mich selbst die nöthigen Anzeigen machen — indeß verschließen wir das Zimmer, und wenn der Arzt und die Gerichte kommen, nehmen Sie ihr mitleidiges Schweigen um seiner Eltern willen in Anspruch. Sie wissen so gut und verständig mit den Leuten zu sprechen — man wird es Ihnen nicht abschlagen — von diesem Brief an mich wollen wir schweigen." —

Als Erwin am Nachmittag zur bestimmten Unterrichtsstunde zu Elisen kam, fand er zwar, wie gewöhnlich, die beiden Damen zu Hause, aber tief erschüttert vom Tode Merziens. Erwin hatte ihn erfahren, war aber

zart genug, nicht nach den Einzelheiten zu fragen, ob zwar die zarte Schonung, die man dem Todten in diesem Hause angedeihen ließ, wenn gleich von den Gerichten gleichfalls sanctionirt, wenig nützte. Denn die geschäftige böse Fama, die selbst jedes Unglück gern auf die schnödeste Weise ausbeutet, ihr ein ergiebiger Stoff zu werden, ruhte auch hier nicht — und von Mund zu Munde, von Ohr zu Ohr ging das heimliche Geflüster: der Student Merzien habe sich nach dem Maskenball erschossen, weil ihn der Hofrath Falkenthal im allzutraulichen tête-à-tête mit seiner Gemahlin getroffen — die Einen nannten diese That ein Werk der Feigheit und Furcht, die Andern des Sturzes aus einer leidenschaftlichen Raserei in die andere — ein Werk der Ueberspannung oder Erschlaffung — und fanden sich auch mitleidige Stimmen zu seiner Entschuldigung — Alle verurtheilten die Hofräthin Falkenthal und Viele gönnten ihr die ernste Lehre.

Elise war zu erschüttert, um zu singen. Nie war sie Erwin so reizend erschienen wie in dieser Wehmuth, die ihr ganzes Wesen durchzitterte, in diesem weihevollen Ernst, mit dem wenigstens noch immer ihre Augen wie diesen Morgen für eine arme Seele zu beten schienen. Er konnte seine Augen kaum von ihr wenden — aber in seine Blicke der Innigkeit und Bewunderung mischten sich auch andere der Prüfung und einer fast ängstlichen Spannung,

die sie mit einer ihr bisher unbekannten Scheu vor Erwin erfüllten.

„Nach einem so erschreckenden Ereigniß," sagte er endlich, „ist Ihnen auch gewiß der vorhergegangene Ball nur zu einem verworrenen Traumbild geworden — geht es mir doch selbst so — und ist fast nur ein Schattenbild davon in meiner Seele geblieben."

„Ja," sagte Elise; „Anfangs war es mir unheimlich und ich wollte heim. — "

„Wären wir doch diesem natürlichen Gefühl gefolgt!" sagte die Pathe und warf einen vielsagenden Blick auf Erwin, den dieser vielleicht nur halb, Elise aber gar nicht verstand — und das sollte sie auch nicht. —

Elise redete weiter: „Nun wünschte ich es auch — aber dort gefiel es mir nachher. Wir dachten beide, kein Mensch werde uns kennen, noch ich jemand Bekanntes finden — aber es war doch der Fall, und das freute mich — nun freilich ist jeder heitere Eindruck verwischt, mit dem ich heimgefahren."

Erwin und Charlotte wechselten noch einmal bedeutungsvolle Blicke, da ward diese abgerufen, weil die Leichenfrau kam und über Einiges Auskunft von ihr verlangte.

Elise fragte jetzt, da sie mit ihm allein war: „Kannten Sie den Herrn in der Maske des Briefträgers?"

Erwin verneinte und gegenfragte: „Hat er sich auch einen unzarten Scherz mit Ihnen erlaubt?"

„Einen unpassenden wenigstens," antwortete Elise; „er gab mir ein Billet, das mich vor dem Spanier warnte."

Erwins Gesicht bekam einen seltsamen Ausdruck — er unterbrach sie heftig: „Und Sie dachten, ich habe das Billet geschrieben?!"

„Sie?" — sagte Elise, ihn groß und verwundert ansehend; „wie wäre ich auf diesen wunderlichen Gedanken gekommen? Herr von Lastenau ist ja Ihr Freund — und ich traue Ihnen auch keinen Scherz zu, der mich in Verlegenheit bringen könnte — die kleinste war es immer, das Billet ihm selbst zu geben."

Erwin sah schweigend vor sich nieder — dann stand er auf und sagte nach langer Pause: „Es ist wahr, Lastenau ist mein Freund, aber eben deshalb kenne ich seine Fehler nicht minder wie seine guten Eigenschaften, und Sie haben wahrscheinlich die ersteren öfter als die letzteren nennen hören — aber darf ich aufrichtig fragen, was Sie selbst über ihn urtheilen?"

„Ich?" fragte Elise und sah verwirrt vor sich nieder, indem sie fortfuhr: „wie soll ich, ein unerfahrenes Mädchen, das einsam, ohne Welt- und Menschenkenntniß aufgewachsen, mir ein Urtheil über einen Mann anmaßen, der so sehr in der Welt gelebt, wie ich in der Einsamkeit! —

und doch habe ich eine Meinung über ihn und will sie aussprechen, wenn ich aufrichtig sein darf. —"

„Ich dachte, wir wären es immer gegen einander?" sagte Erwin. —

„Nun denn: ich habe ihn viel verdammen hören," begann Elise, „und die Leute reden immer, als wüßten sie ganz besonders Schlechtes von ihm, selbst die gute Pathe, die sonst über alle Leute so mild urtheilt, will ihm nicht wohl — mir aber ist immer, als müsse ich ihn bemitleiden, wie heiter und fröhlich er sich auch giebt — ich habe versprochen, für ihn zu beten, und werde nie aufhören, das zu thun!"

Erwin nahm ihre Hand und sagte innig: „Und beten Sie denn auch für mich?"

„Für Sie?" sagte sie erstaunt — und da sein Angesicht bei diesen Worten sich trübte, fuhr sie leise und erröthend fort: „Für Alfred Merzien betete ich, daß im Himmel die übereilte That ihm nicht angerechnet würde und Gott seiner Seele gnädig sei — für Herrn von Lastenau bete ich, daß er nicht auch ende wie Merzien, daß der gute Geist in ihm die Oberhand gewinne über die schlimmen — aber solche Gebete kann ich für Sie nicht haben! Für Sie habe ich gebetet, ehe ich Sie kannte, ehe Sie wußten, daß es eine Elise Sernau gab — für den unschuldig Gefangenen habe ich gebetet, daß Gott mit

ihm sei und ihm die Thüren seines Gefängnisses öffne — Ihre gute Mutter gab mir zu sticken für den gefangenen Sohn — und da ward mir jeder Stich zum Gebet und zum fröhlichen Triumph, da er frei war — und jetzt bete ich, daß Gott Sie möge als großer Künstler erkannt werden lassen und Ihnen Segen geben auf Ihrer Künstlerlaufbahn!"

In namenlosem Entzücken küßte er ihre Hand und sagte, sich ganz nahe zu ihr neigend: „Für den Gefangenen — für den Künstler — aber auch für Erwin Falkenthal, für den Menschen?"

Wie eine Rose im Sonnenschein glühte sie unter den Strahlen seiner Blicke, aber wie diese unter dem Hauch eines Zephyrs wiegte sie das Köpfchen hin und her, ihre Augen leuchteten, ob auch die herabgesenkten Lider sie halb bedeckten, ihre ganze Gestalt zitterte — es war ihr, als müsse sie sagen: für Falkenthal bete ich nicht, denn ich bete ihn an! aber über die festgeschlossenen keuschen Mädchenlippen kam nimmer solches Wort — sie fühlte, daß sie in einer Bewegung war wie nie zuvor — die Erlebnisse des Maskenballes, die grausigen und erschütternden des anbrechenden Tages und was nun weiter damit zusammenhing, hatten ihr ganzes Wesen aufgewühlt und um seine gewohnte still heitere Weise gebracht — aus der Verwir-

rung, in der sie sich jetzt befand, mußte sie fliehend Rettung suchen — sie machte sich von Erwin los und rief:

„Verzeihen Sie — draußen ruft mich die Pathe, ich muß hinaus!“ So entschwand sie ihm eilig durch die Thür.

Er wußte recht gut, daß es nur ein Vorwand war, um von ihm loszukommen — aber er sah ihr selig nach — und dann verließ er still und bewegt das Zimmer.

XII.

Ein Leichenbegängniß.

„Banges Stöhnen wie vorm nahen Sturme
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todtentöne hallen von des Münsters Thurme,
Einen Jüngling trägt man hier hinaus,
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt. —"
Fr. Schiller.

Es war ein milder Februartag, an dessen Abend Alfred Merzien begraben werden sollte. Was auch die Fama über seinen Tod berichten mochte, officiell ward es ignorirt und alle Feierlichkeiten waren angeordnet, mit denen dem von den Professoren wie von all' seinen Comilitonen geliebten Studenten die letzten Ehren erwiesen werden sollten.

Der Zug mußte auch durch die Straße kommen, in der die Hofräthin Falkenthal wohnte. Sie saß bleich und verstört in ihrem Zimmer, aber nicht allein, Apollonia war bei ihr.

Welche Scheidewand zuletzt auch zwischen den Beiden gewesen war — bei einem schrecklichen Ereigniß, wie dies, fühlte Apollonia sich nicht berufen, als eine strenge Sittenrichterin Herminen zu verdammen und in einer qualvollen Erschütterung allein sich selbst und dem vernichtenden Urtheil der Welt zu überlassen. Bei Apollonien waren Mitleid und Theilnahme stärkere Empfindungen als Zorn und Verachtung, und die Religion ihres Herzens war nicht die kalter Moral, sondern erbarmender Liebe. Ja, sie machte es sich jetzt selbst zum Vorwurf, daß sie nicht früher gegen Herminen aufrichtig gewesen. Jenes verrätherische Billet, das Apollonia im vorigen Sommer in ihrem Garten gefunden und über dessen Verfasser sie so lange im Unklaren war, während sie Herminen für die Adressatin erkannte, hätte vielleicht, von ihr an sie abgegeben, zu einem offenen Aussprechen und zu Warnungen geführt, die einen so schrecklichen Ausgang eines unmoralischen Verhältnisses verhütet hätten. Ja, sie sagte sich weiter, daß vielleicht der Mangel einer Freundin Herminen um so geneigter gemacht, der zärtlichen Sprache eines Freundes Gehör zu geben, um doch ein Herz zur Theilnahme für ihren lebendigen Geist zu finden, da ihr Gemahl nun einmal demselben nicht in der Weise genügte, um ihn durch harmonische Bande an sich zu fesseln.

Apollonia hörte es wieder und ahnte es noch vielmehr, wie alle Welt Herminen verdammte, die doch eine beklagenswerthe Unglückliche war, wenn sie die unschuldige Ursache zum Selbstmord des Jünglings geworden, ja doppelt beklagenswerth, wenn ein eignes Schuldbewußtsein dazu kam.

So ging Apollonia, von heiligem Mitleid getrieben, zu Herminen, um in der schrecklichen Stunde bei ihr zu sein, wo unter ihren Fenstern der Jüngling todt vorübergetragen ward, der sonst so oft, und vielleicht noch vor drei Tagen sehnsüchtige Blicke zu ihnen hinauf geworfen.

Hermine empfing sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Wesens — sie freute sich, daß Apollonia kam — sie kannte sie genug, um zu wissen, daß sie nicht aus Hohn und Grausamkeit kam, eine Gequälte noch mehr zu quälen, sondern um ihren Kummer zu theilen. Immer wechselnd in ihren Empfindungen und abhängig von der Macht des Augenblickes, vergaß Hermine jetzt allen Groll, den sie im Stillen gegen Apollonien gehegt, alle Entfremdung, die indeß zwischen ihnen geherrscht — sie warf sich mit aller Leidenschaftlichkeit ihres Wesens an ihre Brust und schluchzte heiße Thränen daran. Dieser Schmerz war aufrichtig, aber es war mehr Eitelkeit und versteckter Triumph darin als Reue und Scham.

„Ich danke Dir,“ sagte sie endlich, „daß Du kommst! Du ahnst und erräthst Alles, und was Dir noch dunkel geblieben, will ich Dir berichten! Der edle Jüngling liebte mich seit Jahren — er betete mich an wie eine Göttin, seine reinen und unschuldigen Huldigungen durfte ich nicht erröthen anzunehmen. Du weißt, wie viel älter ich bin als er, es fiel mir nicht ein, seinen Empfindungen eine unlautere Deutung zu geben — ich that darum so wenig Etwas, sie zu unterdrücken, als ich gethan hatte, sie zu erregen. Erst vorigen Sommer, auf der Sirene, als er mich aus dem Wasser rettete, verrieth mir die Todesangst um mich die Leidenschaftlichkeit seiner Gefühle! Hätten uns doch damals die Wellen hinabgezogen — es wäre uns wohl! In seinem letzten Brief an mich, den mir vorgestern sein Freund Schmidt brachte, bekennt er mir, daß er darauf in einem Duell mit Lastenau den Tod gesucht, bereit für mich zu sterben, aber nur verwundet worden. Als er dann nach den Ferien wiederkehrte, zog ich eine strengere Scheidewand zwischen uns auf — ich machte es ihm zur Pflicht, sich zurückzuziehen, und sah ihn nie mehr allein — da kam dieser unglückliche Maskenball — was Wunder, daß wir uns erkannten — daß ich ihm den Tanz nicht abschlug und dabei kein Mittel hatte, der Sprache seines überströmenden Herzens zu wehren. Er schilderte, was er gelitten, indem er mir so lange gehorsam gewesen, mich

nie mehr ohne Zeugen gesehen, er bat um den einzigen Lohn für diesen Gehorsam, mich einige Minuten mit ihm in ein einsames Zimmer zurückzuziehen — Mitleid und Rührung überwältigten mich — ich war zu schwach, seinem Flehen zu widerstehen — wir waren allein in einem einsamen Zimmer, die Masken hatten wir von uns geworfen, und ich beschwor ihn, nicht länger wider die Natur, das Schicksal, die Pflicht zu kämpfen — sich selbst zu bezwingen, wie ich es auch gethan — er gelobte es, aber unter Küssen und Thränen, ich war zu schwach, jenen wie diesen zu wehren — da überraschte uns mein Gemahl — mir vergingen die Sinne — ich sah mehr Masken kommen — erst im Wagen kam ich wieder zu mir — ich habe meinem Mann bekannt, wie Alles kam — ich beschwor ihn, gegen Merzien nicht hart zu verfahren, und wie ich selbst bereit sei, wenn er mich verachte, mich von ihm scheiden zu lassen. Er gab mir keine Antwort. Am Morgen weckte mich die Nachricht von Merziens Tod — ich ahnte die Wahrheit — während mein Mann im Colleg war, kam Schmidt und brachte mir diesen Brief — er sei gebeten, mir ihn eigenhändig zu übergeben. Der Unglückliche schreibt, daß er nicht leben könne ohne mich, daß er sterben wolle nach dieser Stunde, welche die seligste seines Lebens gewesen, daß er so nur versichert sei, im Dome meines Herzens sich ein Denkmal der Erinnerung aufzubauen — dem Todten

würde ich nicht verweigern, was ich aus Pflicht immer glauben werde, dem Lebenden verweigern zu müssen. — Ach!" fuhr sie schluchzend fort — „er sucht all' diese Motive seiner That hervor, um mir das wahre zu verheimlichen — er ist für mich in den Tod gegangen, um meinen Ruf zu retten, den ohne dies Opfer vielleicht mein Gemahl selbst zerstörte!"

„Und was sagt der jetzt?" fragte Apollonia.

Hermine warf stolz den Kopf zurück: „Weil er mir Nichts zu verzeihen hat, spielt er den Verzeihenden — es wird Alles bleiben, wie es war. —"

Jetzt begann es vom Thurme zu läuten — dann hörte man unten viele Menschentritte — Hermine schauerte zusammen. — „Das ist der Leichenzug!" hauchte sie, dann, sich aufrichtend, bat sie:

„Apollonia! es ist ein trauriges Schauspiel — ich kann es nicht sehen — aber Du darfst wenigstens dabei nicht vor dem Glauben zittern, daß die Leiche vor dem Mörder blutet — sieh Du an das Fenster, sieh, ob ein Anker von Immergrün und weißen Kamelien auf dem Leichentuche liegt — ich habe ihn heimlich hinschicken lassen — und dann sieh auch, ob alle Professoren mitgehen — auch Falkenthal. —"

„Da ist er," sagte Apollonia, indem sie that, wie sie gebeten worden, „er geht mit dem Mathematikus —

Dein Anker liegt auch auf seiner Stelle — es ist ein langer Zug — von den Studenten fehlen wohl nur wenige — dicht hinter dem Sarge geht mit dem Geistlichen ein alter Mann in Trauer — ich glaube, es ist sein Vater — auch Deinen Neffen Falkenthal und Lastenau sehe ich. —"

„O es ist genug!" rief Hermine und vergrub ihr schwankendes Haupt in die Sophakissen.

Apollonia trat von dem Fenster zurück. Sie hatte hinter Blumenstöcken ziemlich verborgen gestanden, aber unwillkürlich richteten sich viele Blicke nach der ersten Etage dieses Hauses — Blicke voll Zorn, Hohn und Verachtung, und Apollonia wendete sich erschüttert ab. — —

Indessen erreichte der Trauerzug sein stilles Ziel, den geöffneten Friedhof. Der Schnee war fast überall geschmolzen und nur zwischen hohen Gräbern oder im Schatten der Mauer schimmerte noch das silberne Weiß. Sonst war Alles einförmig grau und nur auf manchen Hügeln schimmerte das durchwinterte Grün des Rasens. An einzelnen Birken hingen schon die ersten Frühlingsboten, goldigschillernde Blüthenschäfchen, die neues Leben der erstarrten Natur verhießen. Auf einem dieser Zweige wiegte sich ein buntgefiederter Finke und sang ein schmetterndes Lied. Die Sonne, die den ganzen Tag zu scheinen gezögert, sandte jetzt ein paar helle Strahlen aus den Wolken hervor und webte sie am westlichen Himmel zu

einem zartverketteten Rosenkranz. Und gerade da, wohin die letzten Sonnenstrahlen fielen, unter der Birke, auf der das Vöglein sang, war die offene Gruft. Dort hielten die Träger, dort bildete sich ein Kreis der Studenten, und unter ihrem feierlichen Grabgesange ward der Sarg von der Bahre gehoben und sank in die Gruft hinab. Die Vaterhand warf die erste Hand voll Erde darauf, und der Abendwind, der in der Birke säuselte, warf auch von ihr die ersten Frühlingsblüthen hinunter zu der herrlichen Frühlingsblüthe, die der Sturm der Leidenschaft so frühe da hinab geweht. Der Universitätsprediger sprach den Segen und der Student Schmidt hielt seinem Freunde und Commilitonen eine begeisterte Rede. Noch ein Lied — und dann war das traurige Werk vollbracht. —

Fast Alle, die ihm das Geleit gegeben, waren von mitleidigen und erschütternden Empfindungen bewegt und zerstreuten sich still nach verschiedenen Seiten.

Erwin und Leopold gingen mit einander. „Laß uns noch weiter hinaus gehen," sagte Erwin, „damit uns Niemand stört — ich habe in der ernsten Stunde noch ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen — seit dem Tage, der dies traurige Ereigniß nach sich zog, habe ich Dich vergebens gesucht — ich weiß nicht, ob es Zufall war, ob Du absichtlich Dich mir entzogst."

Leopold antwortete nicht, aber er ging neben Erwin auf dem Weg, den dieser eingeschlagen hatte. Dann, nach einer Pause, sagte er: „Man soll von den Todten nichts Uebles reden, Merzien war ein seelenguter Junge, aber es war auch ein jungenhafter Streich, sich wegen dieser Sirene das Leben zu nehmen. —"

„Ueberspannung und Schwäche war es gewiß," sagte Erwin, „eine Leidenschaft, die zu groß gewachsen, um mit sich selbst zu kämpfen, und doch auch zu klein, die Welt zu überwinden — Du glaubst also auch, daß ein Schuß und nicht der Schlag ihn hingestreckt?"

„Das dumme Märchen glaubt wohl Niemand," sagte Leopold, „indeß hat es doch genützt — auch die Behörden thaten, als ob sie es glaubten, und so ward der Stadt das mittelalterliche Skandal erspart, das in unsern fromm-verdammlich gewordenen — oder auch verdammten Zeiten nur zu leicht beim Begräbniß eines Selbstmörders vorkommt — ich hatte aber wirklich geglaubt, Merzien sei durch die Lehre, die ich ihm vorigen Sommer beim Duell gegeben, zur Vernunft gekommen — und auch die Falkenthal zur Besinnung — auf dem Maskenball ward ich eines Andern belehrt — und da ich am Morgen die Todesnachricht erhielt, war mir Alles klar. Aber durch mich wird und soll Niemand so wenig wie das Erstemal erfahren,

was mir ein Zufall verrieth — wenn die Hofräthin auch nicht werth ist, daß man sie schont!"

„Aber ihr Mann schont sie auch," sagte Erwin, „und so sind wir ihm dies schuldig. Vielleicht kommt sie nun durch dies Unglück zu besserer Einsicht und wird von solchen Verirrungen geheilt."

„Nein!" fiel Lastenau rasch ein, „wenn sie wirklicher hingebender Liebe fähig wäre, könnte dies möglich sein — aber eine berechnende Kokette wird nicht durch ein solches Opfer geheilt — sie sieht darin nur eine neue Huldigung, nur einen neuen Triumph — ich kenne solche Frauen — es ist ihnen Alles nur Spielerei; wenn Herzen oder Augen um ihretwillen brechen, fühlen sie sich geschmeichelt und sind glücklich, auch einmal unglücklich sein zu können — es ist ein neues Interesse und giebt ein neues und schützt ein Weilchen vor Langerweile — solche Frauen ändern sich niemals, wenn sie nicht mehr mit Männern spielen können, spielen sie mit dem lieben Gott und werden Betschwestern."

Erwin sagte: „Du bist hart — aber vielleicht hast Du recht und schon manche ähnliche Frau kennen lernen — was aber urtheilst Du von den Männern, die mit den Frauen spielen — können sie jemals gerettet werden, zur Besinnung kommen? können sie je durch die Augen und Herzen, die sie gebrochen haben, geheilt werden — oder

rühmen sie sich nicht auch dieser Triumphe und suchen nach immer neuen, unschuldigeren Opfern?"

Leopold antwortete ruhig: „Als wir einst eine Unterhaltung ähnlicher Art hatten, würde ich Dir auf diese Frage geantwortet haben: wer einmal verloren ist, bleibt verloren und wer einmal in den Frauen nur Spielzeuge gefunden, kann sich unmöglich zu einer höhern Idee von ihnen aufschwingen — damals aber sagtest Du: für Männer wie mich wären die Frauen schlaue Dämonen der Verführung, bis einmal ein Engel unter ihnen erschiene zum Erlösen und durch das Ewig-Weibliche hinanzuziehen — damals glaubte ich noch nicht an den Engel — jetzt habe ich ihn gefunden."

„Und wolltest ihn doch verführen!" sagte Erwin strafend.

„Wer sagt das?" rief Leopold aufbrausend, doch ruhiger setzte er hinzu: „Ja so, Du warst ja der erlösende Ritter des alten Fräuleins geworden, das wie ein Hausdrache mit Argusaugen sich untersteht den Engel behüten zu wollen, den doch seine Unschuld viel besser selbst behütet, als alle Pathen und Hausfreunde und Musiklehrer der Welt!"

„Leopold!" rief Erwin ihn unterbrechend; „ich denke diesem Engel mehr zu sein als Hausfreund und Musiklehrer!"

„Erwin!“ zürnte Leopold, „bist Du mein Freund, oder mein Nebenbuhler, oder mein Verleumder und Verräther? Steh Rede!“

„Gern,“ sagte Erwin ruhig; „ich wollte, daß heute Alles klar werde zwischen uns. — Ich lernte Elisen kennen, seit sie hier ist, ich trat ihr näher, ich ward ihr Lehrer und lebte in dem Zauberkreis, den ihre Unschuld, ihr tiefes Gemüth, ihr poetischer Sinn sich selber unbewußt um sich zieht. Es war mir so wohl in ihrer Nähe, ich wußte selbst nicht wie und wodurch — ich ward den holden Zauberbann so wenig gewahr wie sie selbst. Ich dachte nicht an meine Liebe, ich dachte nur an meine Kunst, ich verkehrte mit ihr wie mit einem heitern Kinde oder mit einer begeisterten Schülerin — aber frei von jeder aufregenden Empfindung. In diesen heiligstillen Boden wurzelten die Gefühle meines Herzens ein und ich sah selbst den Keim der Liebe nicht früher — als vor drei Tagen. Aber da sah ich ihn zugleich bei ihr und bei mir!“

„Erwin!“ rief Leopold wüthend; „das ist nicht wahr oder Du hast mich betrogen und sie mich auch und betrügt uns beide — und dann freilich, ja dann — dann habe ich Recht, jedes Weib zu verachten und als Wurm in den Staub zu treten — dann habe ich nur zu be-

reuen, daß ich — daß ich so einfältig war und ihr gegenüber Nichts zu bereuen haben wollte!"

„Armer Freund!" sagte Erwin, „so bankerott bist Du am Glauben an alles Edle, an Freundschaft und Liebe, an männlicher Ehre und weiblicher Unschuld, daß ein Wort Dir Alles nehmen kann! Laß mich erst reden, mich aufrichtig Alles sagen, was ich um unser aller willen Dir zu sagen schuldig bin. Ich sah das Interesse, das Du für Elisen gefaßt hattest, ich wollte es nicht nähren, Dir nicht den Weg bahnen — ich hielt es für kein höheres Interesse, als jenes sinnliche, das so oft ein hübsches Gesicht Dir eingeflößt. Fräulein Knößel urtheilt ungünstig über Dich — ich habe Dich nicht verleumdet, ich habe nie Deine Freundschaft verleugnet, aber ich habe auch nicht verheimlicht, wie Du von den Frauen urtheilst — ich habe offen gesagt, daß ich Dir den Wunsch abgeschlagen, mich zu meiner Schülerin zu begleiten. Daß ich Elisen selbst nicht vor Dir gewarnt, dafür birgt ihr unbefangenes Betragen gegen Dich — Du feiner Menschenkenner kannst das wohl beurtheilen. Aber ich leugne nicht, daß ich auf dem Maskenball erschrak, da ich sie an Deiner Seite fand. Aber noch mehr, als Ihr mir Beide aus dem Gesicht gekommen und aus dem Saale spurlos verschwunden waret. Der Zufall führte mich, Euch zu suchen, in die entgegengesetzte Zimmerreihe — ich fand

euch nicht — ich ging durch eine Seitenthür in den äußern Corridor — da hörte ich an einer Thürklinke rütteln und schreien: „Machen Sie doch auf!" Die Stimme klang mir bekannt — es war kein Schlüssel an der Thür — ich rief einen Kellner — der konnte sich das Fehlen des Schlüssels nicht erklären und brachte endlich einen Hauptschlüssel — ich öffnete und sah den kleinen schwarzen Domino vor mir. „Fräulein Knößel," fragte ich in äußerster Verwunderung, „wie kommen Sie hierher?" Sie erkannte mich und hing sich zitternd vor Angst und Aufregung an meinen Arm. „Ein schändliches Bubenstück," sagte sie; „ein solcher Scherz ist ja unmöglich — ich suchte Elisen, die mir mit einem Spanier, von dem ich später mit Schrecken hörte, daß es Lastenau sei, entschwunden. Ein Harlequin versichert mir, sie sei hier zu finden, und führt mich hierher — ich trete ein in das leere Zimmer — „im Nebenzimmer," sagt er — und wie ich mich nach einer Thür umsehe, hat er diese hinter mir verschlossen — ich weiß nicht, wie lange ich hier zugebracht — Niemand hat mich gehört — ich beschwöre Sie, schaffen Sie mir Elisen!" So trafen wir zusammen auf Dich, leugne nicht, der Harlequin war Leutnant Osten und von Dir zu dieser Nichtswürdigkeit beredet."

„Und was sagte Elise, als Du ihr diese Enthüllungen machtest?" fragte Leopold schneidend.

„Davon weiß sie Nichts," antwortete Erwin ruhig, „denkst Du, ich sei so herzlos, den Frieden, der sie umgiebt, wie der Stern die durchleuchtete, durchwärmte Atmosphäre, mit Worten zu vergiften — die Du selbst nicht zu sprechen vermochtest? — Höre mich weiter — ich fragte sie nach dem Maskenball und nach Dir; sie sprach von Dir so freudig und mit so schönem Vertrauen, daß ich einen Augenblick glaubte, sie liebe Dich — an diesem Gedanken kam mir meine eigne Liebe zum Bewußtsein — aber es ward mir auch klar, daß Du vor ihrer reinen Klarheit nicht gewagt, was Du vielleicht beschlossen — und ich verstand die Worte, die Du mir zuriefst — sie hatte Dich unbewußt gezwungen, daß Du Dich selbst bezwangest."

„Alles ist, wie Du sagst," rief Leopold; „aber fahre fort, laß mich Alles wissen — was sagte sie von mir?"

Erwin wiederholte ihre Worte und fügte hinzu: „So betet sie für Dich, wie für eine irrende Seele — ich glaube, sie möchte Dein Schutzgeist sein — aber kein Mädchen, das wahrhaft liebt, sagt das von dem Mann ihres Herzens einem andern, wenigstens kein so reines Naturkind wie Elise — es war eine feierliche Stunde, und sie hatte kurz vorher an einer Leiche gebetet — ich wagte kein Wort der Liebe — ich drückte nur ihre zit-

ternde Hand an mein Herz — aber sie mochte fühlen, was in mir vorging, denn sie entfloh mir — Leopold! ich bin aufrichtig gewesen, sei Du es auch! Du weißt, wie sie von Dir denkt — ihre Pathe hat aus demselben Grunde wie ich ihr verschwiegen, was ihr auf jenem Maskenball begegnet und daß sie Dich im Verdacht hatte, Du habest sie beseitigen wollen, um indeß unbeobachteter Elisen in Deine Hand zu bekommen — ich habe versucht ihr diesen Verdacht auszureden, aber ich fürchte erfolglos; gegen Elisen indeß wird sie nichts davon laut werden lassen."

„Nun denn," sagte Leopold, „es ist nie ein unwahres Wort aus Deinem Munde gekommen, ich glaube Dir auch heute Alles — und wenn mir die Aufrichtigkeit auch schwerer werden sollte, so habe ich doch nur wenig hinzuzufügen. Diesmal hast Du mich errathen. Ich hatte Elisen in dem Gebirgsmädchen nicht so bald erkannt, als ich mich ihr näherte und beschloß mich ihr allein zu widmen. Ich gab Osten den Auftrag mit dem alten Fräulein und für mich ließ ich ein abgelegenes Zimmer bestellen — aber Elise war so unbefangen, so vertrauend gegen mich — ihr gegenüber verließ mich meine ganze Keckheit — meine aufbrausende Leidenschaft für ein anmuthiges Mädchen verwandelte sich in die Anbetung eines Engels! kein unlauteres Wort verrieth ihr meine unlautern Wünsche, und

wie ich jene nicht zu sprechen vermochte, so schämte ich mich dieser und bezwang mich selbst — Elise war mir vertrauend gefolgt — da hatte ich Gefühle, die ich noch nie gehabt neben einem Weibe — das unschuldige Kind ward mir zu einer Heiligen, vor der ich mein Knie beugen mußte — und um mir selbst den Sieg zu bewahren, führte ich sie in das Gesellschaftszimmer, übergab sie Apollonien und nahm mir vor, Fräulein Knößel zu ihr zurückzuführen — Du warst mir zuvorgekommen! — Und nun lese ich auf Deinen Lippen die Frage, was weiter daraus werden soll? Denk' an Deine eignen Worte! in Elisen ist mir der Engel begegnet, der mich erlösen kann! — willst Du ihr das wehren — willst Du mit Gewalt mich nicht nur unglücklich machen, sondern mich in das wüste Leben zurückstoßen, aus dem sie allein mich retten kann, indem Du mir sie raubst?"

„Ich raube sie Dir nicht," sagte Erwin und legte seine Hand auf die Schulter des Freundes — „aber woran denkst Du — willst Du ehrlich um sie werben?"

„Ja!" rief Leopold feierlich, „erst um ihre Liebe, dann um ihre Hand!"

„So wollen wir es Beide thun," sagte Erwin; „und ihr Herz mag entscheiden."

„Aber Du bist im Vortheil!" rief Leopold; „Du gehst bei ihr aus und ein, darfst sie sogar ohne Zeugen sehen, hast ihre Pathe auf Deiner Seite;"

Erwin schüttelte mit dem Kopfe: „Es ist ein außerordentlicher Fall, wenn ich sie allein sehe — aber ich will auch kein Wort von Liebe zu ihr reden, bis ich weiß, was ich mit meiner Hand bieten kann. In wenig Wochen reise ich nach Köln, wo mein letztes Werk aufgeführt werden soll — gefällt es dort, so darf ich mehr von meiner Zukunft hoffen — Du hast dann keinen Nebenbuhler in der Nähe zu fürchten. Versprich mir, daß Du Dich ihr nie auf unwürdige Weise nähern willst, und ich überlasse Dich Deinem Schicksal. Sie ist frei, sie mag wählen zwischen uns — wirb um sie — und wenn sie Dich wählt, so kann ich entsagen — kann Dein Freund bleiben, wenn Du sie glücklich machst — aber Dein ewiger Feind bin ich, wenn Du anders zu ihr aufblickst als zu dem Engel, der jeden bösen Geist verbannen kann.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.

Otto-Peters, Louise,

Zwei Generationen Roman

Bd.: 2

Leipzig (1856)